

fluter.

Wem gehört was?

Thema Eigentum

Magazin der Bundeszentrale für
politische Bildung
Nr. 32/Herbst 2009

und jetzt

?!!

EIN FILMCLIP VON THIERRY BRUEHL & PHILIPPE BRUEHL



... die Geschichte geht weiter
und du bist ein Teil davon

Der Clip und viele interessante Infos
zur deutschen Geschichte auf www.undjetzt.tv

Gefördert durch:



Bundeszentrale für
politische Bildung

Mit Unterstützung von: Cinestar - So macht Kino Spaß

fluter.



Editorial

Wem gehört was, wie lange, mit welchen Rechten und Pflichten? Was ist mit den Anderen? Die Regelung der Eigentumsverhältnisse war und ist ein umkämpftes Terrain. Hier wird über die Verteilung von Ressourcen, Handlungsmöglichkeiten, Gewinnen und Verlusten vorentschieden. Das Ganze bewegt sich zwischen den Polen Privat- und Gemeineigentum, dem Streben nach Gewinn und der Wahrung des Allgemeinwohls. Werte wie Fortschritt, freies Unternehmertum, Individualismus, Status, Freiheit, aber auch soziale Gerechtigkeit, Nachhaltigkeit, innerer und äußerer Frieden geben dabei die Matrix für die öffentlichen Kontroversen ab. Die geltenden Eigentumsregimes unterliegen tektonischen Verschiebungen, die durchaus aufs Ganze des gesellschaftlichen Zusammenhangs gehen können. fluter hat einen Blick auf die komplexe Wirklichkeit des Eigentums geworfen.

Wenn freie Bauern (Ur- bzw. Vorbilder freien Unternehmertums) zu abhängigen Lizenznehmern des Saatgutes aus den Händen eines globalen Konzerns werden, löst sich das Privateigentum an Land angesichts der neofeudalen Verwertungsbedingungen auf in eine leere Behauptung. Ein

postmodernes Lehnswesen ist im Entstehen. Dazu passen die massiven Landkäufe global operierender Unternehmen, die die lokale Landwirtschaft und Ernährungssituation ganzer Länder umwälzen. Auch der Wettlauf um knapper werdende Bodenschätze ist weiter in vollem Gang, der überwunden geglaubte Konflikt ganzer Staaten um riesige Territorien hat inzwischen die Meerestiefen und das einstmals ewige Eis erreicht.

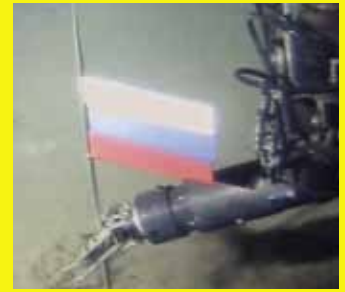
Aber auch eine Renaissance der Gemeingüter, der Allmende ist möglich. Nötig wäre sie allemal. In den Bereichen der digitalisierten und weltweit vernetzten Kulturen und Wissenszirkulation zeichnen sich neue, faszinierende Möglichkeiten ab, Ressourcen intelligent und effizient zu teilen und zu verteilen. Das muss nicht ohne Gewinn und private Eigentumsanteile bleiben. Aber auch hier ist noch vieles offen: Was ist mit den Interessen der Autoren, Musiker und anderer Urheber? Was kann gegen die sogenannte »Tragik der Allmende« unternommen werden? Denn wenn etwas vermeintlich Allen gehört, ist oft niemand verantwortlich, ist die Übernutzung, Verwahrlosung nicht weit.

Thorsten Schilling

Inhaltsüberblick

Thema: Eigentum

12



»Wissen als Privateigentum ist absurd« 05
 Der Philosoph Ulrich Steinvorth über die
 Verpflichtungen, die Eigentum mit sich bringt

Das Maß aller Dinge 10
 Wie Statistiker Eigentum sehen

Zieht euch warm an 12
 Runter zum Öl: In der Arktis tobt der
 Verteilungskampf auf dem Meeresgrund

Spiel mir das Lied vom Tod 16
 Das kostenlose Herunterladen von Musik im Internet
 müssen manche Künstler teuer bezahlen

Hausgeklammert 18
 Wie aus einer Büroklammer ein Haus wurde

»Wenn ich etwas will, hole ich es mir« 19
 Gespräch mit einem Dieb

Das Schlachtfeld 20
 Wie Bauern unter Patenten auf genetisch verändertes
 Saatgut leiden

»Einmal wurde ich mit dem Messer bedroht« 25
 Gespräch mit einer Gerichtsvollzieherin

Mit Haut und Haaren 26
 Das flutter-Schaubild zeigt, was du wert bist

Bodenlos 28
 Wie arme Länder ihr Land vermieten und damit die
 Versorgung ihrer Bevölkerung gefährden

»Zu viel Eigentum verstopft spirituell« 31
 Gespräch mit einer, die nichts will

Der Status-Krieg 32
 Von einem, der in der Schule die falschen
 Schuhe trug

In Ketten 34
 Ich will dich: Wie Menschen zum Besitz anderer
 Menschen wurden

Behalts für dich 36
 Manche heben alles auf - und verlieren sich selbst
 dabei. Eine Fotoreportage über Messies

Her damit 40
 Zum Wohle des Volkes - oder auch nicht:
 Eine kleine Liste von Enteignungen

»Das Geld ist mir hinterhergelaufen« 41
 Gespräch mit einem, der viel davon hat

Zum Mitnehmen 42
 Im Netz erfreut sich das Gemeineigentum großer
 Beliebtheit

Womit hab ich das verdient? 46
 Neben dem Geld bekommt man als reicher Erbe auch
 einen Haufen Probleme

Eigentümlich 48
 Eine Zahlensammlung zum Thema



32

36



46



Eigentum, das es nicht ins Heft geschafft hat 49
 Ideenlabor 50
 Impressum und Bildnachweise 50

»» Wissen als Privateigentum ist absurd««

Der Philosoph Ulrich Steinvorth über den Ursprung des Privateigentums, die Überfischung von Teichen und Softwareprogrammierer, die zu Rebellen wurden

Interview: Fabian Dietrich

Foto: Peter Menzel

Herr Steinvorth, die Regierung von Ecuador verlangt von Deutschland und anderen Staaten Geld, damit ein Regenwaldgebiet geschützt wird, in dem es Ölressourcen gibt. Ist das nicht eine Unverschämtheit?

Nein, das würde ich nicht sagen. Natürliche Ressourcen wie ein Regenwald oder Erdöl werden eigentlich von der gesamten philosophischen Tradition als Gemeineigentum der Menschheit anerkannt.

Wenn das Öl und der Regenwald allen gehören, warum werden solche Ressourcen dann meistens von ein-

zelnen Unternehmen verkauft und bewirtschaftet?

Weil es eben keine Gesellschaften gibt, die dieser Vorstellung auch folgen. Aber die Überlegung ist doch ganz vernünftig. Wenn jetzt zum Beispiel Ecuador im Interesse der Menschheit auf die Ausbeutung von Ressourcen verzichtet, dann soll die Menschheit sie dabei auch bitte unterstützen. Der große Nachteil ist, dass es niemanden gibt, der die Interessen der künftigen Generationen vertritt. Die UNO und ähnliche Institutionen haben faktisch nicht die Macht, um von den Staaten zu ver-

langen: Jetzt gebt mal was in eine gemeinsame Kasse, aus der dann solche Projekte bezahlt werden.

Sie haben das Manifest »Gemeingüter stärken. Jetzt!« mitverfasst. Darin schreiben sie: Es gibt eine gesellschaftliche Bewegung für Gemeingüter. Auf der anderen Seite sind Staaten doch seit Jahrzehnten dabei zu privatisieren. Wie passt das zusammen?

Überhaupt nicht. Da stoßen ganz verschiedene Traditionen und Philosophien aufeinander. Die Bewegung der Staaten, alles zu privatisieren, geht

ALLES WAS ICH HABE: Für seine legendäre Fotoarbeit »Material World« besuchte der Fotograf Peter Menzel Familien rund um die Welt und ließ sie ihren kompletten Hausstand für ein Foto nach draußen schaffen. Diese Familie wohnt in einem Vorort von Tokio





auf den klassischen Liberalismus des 17. Jahrhunderts zurück. Die Idee ist: Privatpersonen sind besser geeignet, gemeinschaftliche Ressourcen im Interesse aller auszubeuten, als solche schwerfälligen Institutionen wie Staaten.

Aber das stimmt doch auch. Man kennt das ja aus dem Alltag. In meinem Haus kümmert sich jeder nur um seine eigene Wohnung. Keiner macht was gegen den Müll vor seiner Tür. Und auch um das Gemeineigentum in der DDR war es bekanntlich nicht besonders gut bestellt ...

Das würde ich auch nicht von vornherein leugnen. Ich bin selbst gewissermaßen ein ziemlich harter Liberaler. Das Treppenhaus, das nicht gekehrt wird, ist ein schönes Beispiel dafür, dass gemeinsame Ressourcen nicht im besten Sinne genutzt werden, wenn sie als Gemeineigentum aller betrachtet werden. Ein anderes Beispiel, das in der Philosophie und auch in der Ökonomie immer benützt wird, ist ein Teich mit vielen Fischen darin. Wenn der als Gemeineigentum betrachtet wird, dann ist er bald überfischt.

Die berühmte »Tragik der Allmende« also ...

Genau. Auf der anderen Seite gibt es aber auch die »Tragik des Privatbesitzes«. Wenn Güter als Privateigentum betrachtet werden, kann es ebenso zu einer Übernutzung der Ressourcen kommen, ohne dass ein gleichwertiger Ersatz bereitgestellt wird. So wie das heute etwa mit dem Erdöl geschieht. Viele haben schon vor Jahrzehnten gesagt, dass es sinnvoll wäre, die Preise so zu erhöhen, dass der besondere Wert des Erdöls auch geschützt werden kann.

Dann hat also sowohl privates Eigentum als auch Gemeinwohl einen Nachteil?

Ja, dem ist in der Philosophie schon sehr früh Rechnung getragen worden. Zum Beispiel bei **John Locke**. Der hatte die Idee, dass Gemeineigentum, dort wo es gut ist, privat genutzt werden sollte, aber nur unter der Bedingung, dass dadurch niemand, der

nicht zu den Nutzern dieser Ressourcen gehört, benachteiligt wird.

Wenn sowohl das Privateigentum als auch die Gemeingüter problematisch sind, gibt es dann Zwischenformen, um Eigentum zu verwalten?

Genossenschaften waren zum Beispiel Versuche, den Raubbau an der Natur zu verhindern. Sie sind langfristig organisiert und berücksichtigen künftige Generationen.

Wie lange gibt es denn Privateigentum schon? So lange wie es Menschen gibt?

Nein, das kann man in der Philosophie sehr schön ablesen. Der Begriff des privaten Eigentums entsteht erst in der Antike, besonders deutlich wird das bei Cicero. Cicero ist sich sehr klar darüber, dass es Privateigentum geben soll, weil das der Gesellschaft insgesamt nutzt. Aber bestimmte Ressourcen wie Grund und Boden können kein Privateigentum sein. Und die Vorstellung, dass es ein natürliches Recht auf Eigentum gibt, wird sogar explizit bei Cicero verworfen. Bei ihm heißt es: Eigentum ist immer Eigentum einer Gesellschaft.

Unsere Gesellschaft schützt privates Eigentum dagegen. In Artikel 14 des Grundgesetzes steht dann aber auch der merkwürdige Satz: »Eigentum verpflichtet«. Was soll das heißen?

Einerseits verpflichtet Eigentum dazu, für künftige Generationen hauszuhalten. Andererseits dazu, denjenigen zu helfen, die aus irgendwelchen Gründen gar kein Eigentum besitzen und sich nicht selbst versorgen können. Darauf gründet ja die Idee des Sozialstaates.

Bill Gates könnte mit seinem Vermögen den Haushalt des Landes Berlin zwei Jahre lang finanzieren. Also alle Kindergärtner, Polizisten, Verwaltungsbeamten, Opern, Theater und so weiter. Gibt es überhaupt noch eine Grenze des privaten Eigentums?

In der heutigen Gesetzgebung soweit ich weiß nicht. Die, die starke Schultern haben, müssen die mit schwachen Schultern tragen. Darüber hinaus gilt aber das Recht von Individuen, sich alles anzueignen, was

an natürlichen und kulturellen Ressourcen gegeben ist.

Sollen faule Menschen genauso viel Eigentum besitzen wie fleißige?

Nein, das sollen sie nicht. Eigentum dient dazu, die Ressourcen einer Gesellschaft so zu gebrauchen, dass es im Interesse aller ist. Man sollte nicht davon ausgehen, dass Eigentum nur ein ursprüngliches Recht von Individuen ist. Es ist ein Instrument der Gesellschaft, um die Verhältnisse zwischen den Menschen zu regulieren.

Gegenwärtig wird ja auch viel über geistiges Eigentum diskutiert. Hemmen Patente und Urheberrechte Innovationen?

Zum Teil ja. Es gibt empirische Untersuchungen darüber, wie durch Patentrechte die gesamte Ökonomie behindert wird. Auf der anderen Seite ist es natürlich so, dass Erfinder einen Anreiz für ihre Arbeit haben, wenn sie wissen, dass ihre Erfindung geschützt ist und sie reich werden können. Das hat in der Vergangenheit bei Innovationen natürlich immer eine Rolle gespielt. Das Problem heute ist, dass so viele Erfindungen, zum Beispiel in der Chemie oder der Physik, am Band produziert werden. Man kann da eigentlich niemanden mehr individuell verantwortlich machen, das ist ein globaler Prozess – und diejenigen, die zufällig die Ersten sind, sind die großen Gewinner.

Für Patente muss man ja nicht einmal etwas erfinden. Pharmafirmen sichern sich zum Beispiel die Rechte an Heilmitteln, die in manchen Kulturen seit jeher verwendet werden.

Das zeigt einfach, dass die Vorstellung von Privateigentum an Wissen mehr und mehr absurd wird.

Können Sie Musiker und Plattenfirmen verstehen, die sauer sind, weil keiner mehr für ihre Produkte zahlen will?

Ja, klar. Aber andererseits können sie durch das Runterladen ja eine noch größere Verbreitung bekommen, als es vorher möglich war.

Davon können sie sich aber nichts zu essen kaufen.



NICHT SO VIEL: Diese Familie wohnt in Afrika

Natürlich sollten diejenigen, die besonders geniale Musiker sind, auch einen Lohn dafür bekommen. Ich bin ja nicht dafür, dass alles nivelliert wird. Aber das kann man auch durch andere Mittel erreichen. Man kann messen, wie oft jemand heruntergeladen wird, man kann Zähler einbauen, und dann sollten alle Internetuser oder die Computerproduzenten Geld in einen Fonds einzahlen, der dann an die entsprechenden Künstler ausgeschüttet wird.

*Im Internet sind gemeinschaftliche Bewegungen besonders stark, zum Beispiel Wikipedia oder das Open-Source-Betriebssystem **Linux** – wie kommt das?*

Das hat historische Gründe. Die erste Generation von modernen Softwareproduzenten hat zusammengearbeitet, die haben nicht daran gedacht, dass sie als Privateigentümer der Entdeckung betrachtet werden können, die sie gemacht haben. Es war eine kleine Gruppe von ein paar Hundert Leuten, die sich kannten und sich ständig über die Schulter guckten. Richard Stallman war wie seine Kollegen einer, der für die Eigentümer dieser wenigen riesigen Computer, die es damals gab, Software geschrieben hat. Zu Beginn der Achtzigerjahre

gingen die Eigentümer der Computer dazu über, die Softwareproduzenten als ihre Angestellten zu betrachten. Sie sagten: Was ihr da macht, ist unser Eigentum, wir entscheiden, ob ihr anderen eure Ergebnisse geben dürft oder nicht. Richard Stallman gehörte zu den wenigen, die sich geweigert haben. Und er hat sich dann durchgebissen und wurde somit zu einem der Begründer der sogenannten Freien-Software-Bewegung.

Kann man den Erfolg des gemeinschaftlichen Eigentums aus dem Internet auf die analoge Welt übertragen?

Ich denke schon. Es gibt viele Leute, die Interesse haben, ihre Arbeit unentgeltlich in ein schickes Unternehmen zu stecken. Wikipedia ist ein hervorragendes Lexikon. Es gibt so viele Leute, die einfach stolz sind, etwas an eine Institution geben zu können, die für jeden zugänglich ist. Natürlich muss man sich das leisten können. Aber es gäbe diese ökonomische Notwendigkeit gar nicht mehr, wenn jeder zum Beispiel ein bedingungsloses Grundeinkommen vom Staat bekäme. Dann errichtet man einem ein Denkmal und sagt, du hast das geschafft. Diese Form der Anerkennung reicht doch völlig aus. ●

Allmenden sind traditionelle Formen gemeinschaftlichen Eigentums, zum Beispiel Wälder, Gewässer oder Weiden, die von allen Mitgliedern einer Gemeinde genutzt werden können. Der Begriff »Tragik der Allmende« kommt aus den Wirtschaftswissenschaften und bezeichnet das Problem der Übernutzung solcher Gemeingüter durch verantwortungslos handelnde Menschen.

Eigentum und **Besitz** werden oft synonym verwendet. Ganz richtig ist das eigentlich nicht. Um zu verstehen, wo der Unterschied liegt, muss man sich nur mal den Personalausweis anschauen. Er ist zwar im persönlichen Besitz, bleibt aber trotzdem Eigentum der Bundesrepublik Deutschland. Genau so ist das auch bei vielen Softwarelizenzen. Man besitzt zwar ein Programm, es bleibt jedoch im Eigentum der Firma.

John Locke ist einer der bedeutendsten Philosophen der Neuzeit. Er lebte von 1632 bis 1704 in Großbritannien und wurde als Vertreter des Liberalismus und der Aufklärung bekannt. In seinen berühmtesten Arbeiten beschäftigte er sich mit Staats- und Erkenntnistheorie.

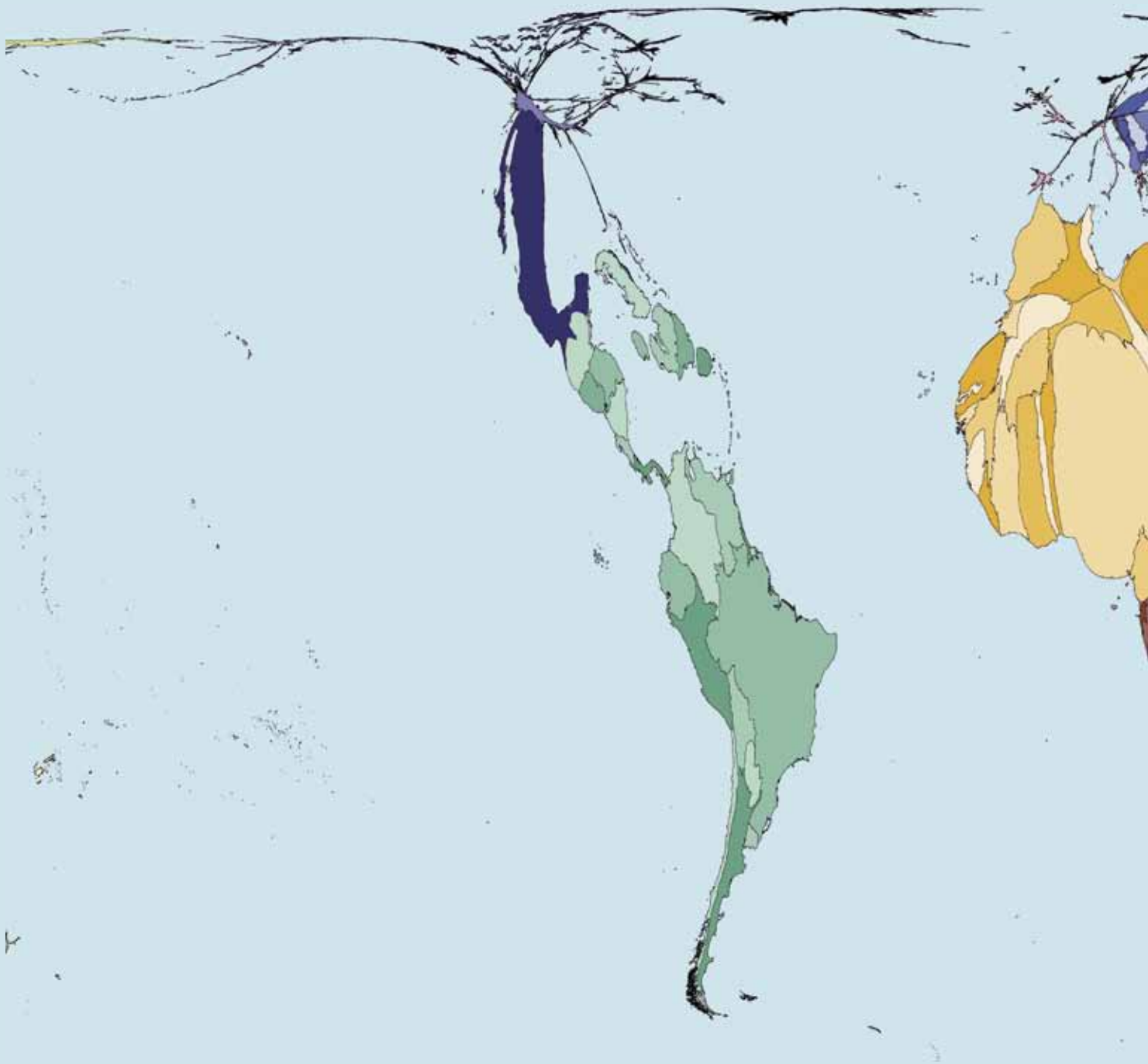
Genossenschaften sind Zusammenschlüsse von Menschen, die ein Problem gemeinsam (aber nicht immer gleichberechtigt) lösen wollen. Historisch gab es zum Beispiel Deichgenossenschaften oder Brunnengenossenschaften. Genossenschaften dürfen nicht einfach Gewinn ausschütten, sondern müssen die kulturellen oder sozialen Bedürfnisse ihrer Mitglieder fördern. Heute sind zum Beispiel Banken, Wohnungsbauunternehmen oder Zeitungen genossenschaftlich organisiert. In Europa gibt es mehr als 300.000 Genossenschaften mit über 140 Millionen Mitgliedern.

Als **Linux** werden freie Betriebssysteme bezeichnet, die von jedermann weiterentwickelt werden können. Der Name geht auf den finnischen Softwareprogrammierer Linus Torvalds zurück. Linux-Betriebssysteme sind zwar nicht so weitverbreitet wie Windows oder das Apple-Betriebssystem, gelten aber als stabiler und kosten darüber hinaus nichts, was zum Beispiel großen Unternehmen oder öffentlichen Verwaltungen eine Menge Geld sparen könnte.

Du denkst,
deine DNA gehört dir?
Schau mal unter
fluter.de/thema



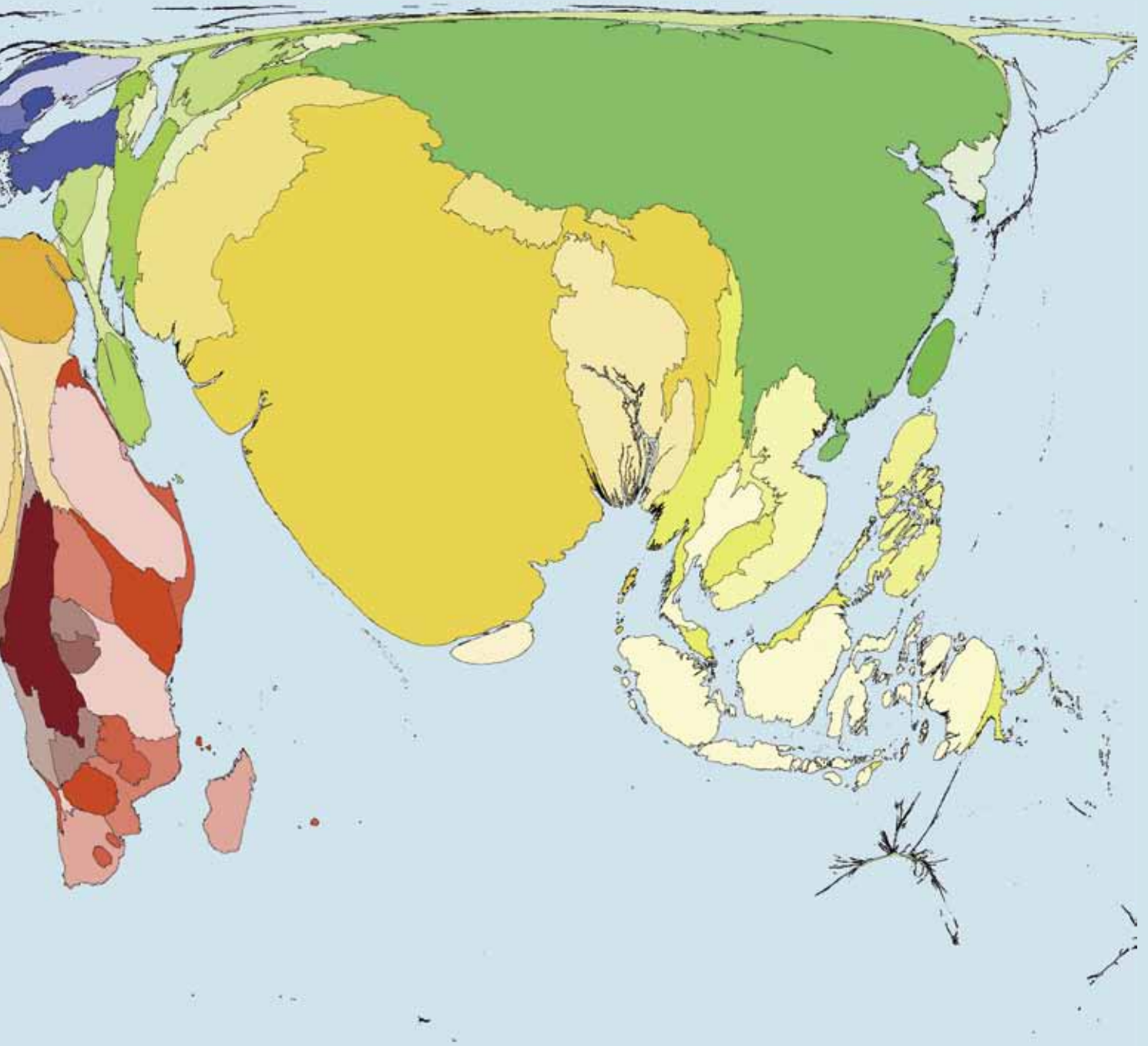
Ulrich Steinvorth (67) lehrt an der Bilkent Universität in Ankara Philosophie. Er hat ein Manifest mitverfasst, das eine gesellschaftliche Debatte über Gemeingüter anstoßen soll.



Das Maß aller Dinge

Statistiker haben faszinierende Möglichkeiten entwickelt, um die Verteilung von Eigentum und Wohlstand darzustellen. Ein Maß für die Gleichheit und Ungleichheit eines Landes ist zum Beispiel der Gini-Koeffizient, der von dem italienischen Statistiker Corrado Gini erfunden wurde. Der Gini-Index bewegt sich immer zwischen null und eins, wobei null bedeutet, dass in einer Gesellschaft alle exakt

gleich viel Vermögen besitzen und eins, dass genau einer Person alles gehört. Diese beiden Pole sind natürlich hypothetisch – in keiner Gesellschaft der Welt kommt es wirklich vor, dass einer alles besitzt. Die Vereinten Nationen erstellen regelmäßig eine Rangliste der Ungleichheit, in der fast 180 Länder untersucht werden. Ganz unten stand im letzten Bericht (2007/2008) Sierra Leone mit einem



Gini von 0,63. In Norwegen war das Vermögen mit einem Wert von 0,26 am gerechtesten verteilt. Deutschland hat einen Gini-Koeffizienten von 0,28 und liegt auf Platz 22. Eine andere interessante Möglichkeit Ungleichheit zu messen sind Kaufkraftparitäten, die anhand der Preise für Lebensmittel und Ähnlichem in einem Land erstellt werden. Mit dieser Methode gleicht man den Unterschied zwischen

einzelnen Währungen aus, weil man sich mit einem Euro in Deutschland ja zum Beispiel viel weniger kaufen kann, als mit einem Euro in Simbabwe. Die Karte, die du auf dieser Seite siehst, wurde mit der Internetseite Worldmapper.org produziert, die anhand einzelner Themen tolle, verzerrte Weltkarten baut (die darüber hinaus noch unter einer freien Creative-Commons-Lizenz stehen). In

unserem Beispiel sieht man, in welchen Regionen der Erde die meisten Menschen von weniger als zehn US-Dollar Kaufkraftparität leben. Erkennst du Deutschland? Das ist dieser dünne blaue Strich.

Karte: Worldmapper.org

RUNTER ZUM ÖL: Die Russen haben schon mal eine Zapfsäule in der Eiswüste von Spitzbergen aufgestellt ...
(Foto: Christian Houge; www.soulfood.no)

Zieht euch warm an

Es geht um die Polposition: Unter dem schmelzenden Eis der Arktis sollen gewaltige Öl- und Gasmengen lagern. Doch wem gehört der Meeresboden? Darum streiten mehrere Länder in einem neuen Kalten Krieg

Text: Stefan Krücken

Schwarzer Schnee liegt zwischen Plattenbauten auf 78 Grad nördlicher Breite und 13 Grad östlicher Länge, wo Lenin als Statue grüßt, ein Kohlekraftwerk Wolken aus Ruß in den Himmel bläst und in einer Turnhalle verkleidete, traurige Bergarbeiter für Kreuzfahrttouristen Kalinka tanzen. Barentsburg heißt diese Siedlung, ein Außenposten Russlands, aus dem keine Straße hinausführt. Seit dem letzten Brand hat die Grube ihre Produktion eingestellt, und eigentlich gibt es hier nichts mehr zu tun. Dass die Regierung im Kreml an der Enklave festhält, und 300 Bewohner dafür bezahlt werden, ohne Alkohol und sogar ohne Gewehre auszukommen (was angesichts der Eisbären problematisch ist), hat wichtige Gründe.

Mit Barentsburg demonstriert man Präsenz auf Spitzbergen. Die letzte russische Siedlung gilt als rußendes Signal, dass man das Svalbard-Archipel nicht aufgeben wird.



Seit vielen Jahrzehnten schon gärt ein Streit zwischen Norwegen (das die Inseln verwaltet) und Russland (das 1920 den »Spitsbergen-Treaty« unterzeichnete und das Gebiet wirtschaftlich nutzen darf), und es geht nicht bloß um weites Land am Pol, das für Militärstrategen und Vogelkundler von Bedeutung ist. Sondern vor allem um die Barentssee, unter der Öl- und Gasvorkommen liegen könnten. Deshalb lässt die Russische Föderation gelegentlich Kriegsschiffe vor der Küste Spitzbergens kreuzen oder Überschallbomber Testschüsse abfeuern; eine russische Trawlerbesatzung, die zwei norwegische Fischereiinspektoren nach Kontrollen kidnappte, wurde von der Boulevardpresse zu Helden erklärt.

Dass das Eis der Pole als Folge des Klimawandels taut, hat Regionen für die Förderung von Rohstoffen interessant gemacht, die wegen der extremen Kälte bislang weder für Bohrungen noch für den Transport infrage kamen. Nun befahren Schiffe Routen, die einst latent lebensmüden Abenteu-

ern vorbehalten waren, Regierungen lassen die einsamsten Häfen vertiefen und teure Forschungsschiffe bauen, und Ölkonzerne zahlen horrende Summen für Bohrlizenzen. In den optimistischsten Gutachten steht, dass 25 Prozent der weltweit nicht entdeckten Öl- und Kohlevorkommen in der Arktis liegen könnten. Aber über allem schwebt eine große Frage: Wem gehört das alles?

Wie groß das Konfliktpotenzial ist, belegt das Beispiel Kanada (dessen Regierung Boote für Polarpatrouillen im Wert von 3,1 Milliarden Dollar in Auftrag gab). Mit Russland streitet man um mehrere Seegebiete und einige Inseln, mit Dänemark um einen fast anderthalb Quadratkilometer großen Felsbrocken namens »Hans« und mit den USA und der Europäischen Union um die legendäre Nordwestpassage, die man als eine Art kanadisches Binnengewässer betrachtet. Was nach kanadischer Interpretation heißt, dass sich Schiffe anderer Nationen vor der Durchreise anmelden und eine Gebühr entrichten müssten. Bis

heute haben kaum 100 Schiffe die Reise riskiert, aber bald, wenn das Eis geschmolzen ist, werden es Tausende sein, denn die Fahrzeit von Europa nach Asien halbiert sich. Schon entwerfen manche Beratungsagenturen Szenarien, in denen Soldaten Bohrplattformen und Claims bewachen und der Kalte Krieg in eine aufgewärmte Welt zurückkehrt.

Eine russische Expedition zeigte im August 2007 Flagge, ein Modell aus Acryl an einem Ständer aus Titan, etwa einen Meter hoch, das von einer Tauchkapsel aus in 4261 Metern Tiefe auf den gelblichen Schlamm der Tiefsee gesteckt wurde. Was rechtlich ungefähr so viel Sinn macht, als schraube man das eigene Türschild an einen Laternenmast und warte drauf, dass die Straße umbenannt wird – doch erneut geht es um die Kraft des Symbols. Die kleine Fahne steht für den russischen Anspruch auf insgesamt 1,2 Millionen Quadratkilometer Meeresboden, und vom damaligen Präsidenten Wladimir Putin und seinen Großmachtsadmirälen bekamen die Tiefseetaucher Applaus.

»Wir müssen ein wildes Wettrennen um die Arktis verhindern«, erklärte Dänemarks Außenminister Per Stig Møller, als er Amtskollegen wenige Monate später nach Grönland einlud. Nur die Ureinwohner, die Inuit, hatte man auf dieser Konferenz »vergessen«, die mit einer blumig formulierten »Erklärung von Ilulissat« endete und dem Versprechen, Streitfragen von den Vereinten Nationen klären zu lassen. Dazu präsentierte man eine Karte, in der die von Arktis-Anrainern beanspruchten Gebiete farbig markiert waren – was im Ergebnis an die Skizze einer Kindergartenmalgruppe erinnerte. Auf die »Festlandsockelgrenzkommission« der Vereinten Nationen (offizieller Name: »Commission on the Limits of the Continental Shelf«), die solche Fragen berät, kommt einiger Diskussionsstoff zu. 51 Länder haben Anträge auf Erweiterung ihrer Hoheitszonen eingereicht – ein Arbeitspensum, das sie vermutlich bis ins Jahr 2030 beschäftigen wird.

Völkerrechtlich ist die Lage klar: Bodenschätze auf Hoher See gehören dem »gemeinsamen Erbe der Menschheit«, doch innerhalb einer Grenze von 200 Seemeilen, der »Ausschließlichen Wirtschaftszone«, darf nur der Küstenstaat ausbeuten und forschen. In Artikel 76 des Seerechtsübereinkommens, ist allerdings eine Ausnahme festgelegt: Kann ein Staat beweisen, dass sich die eigene Landmasse unter Wasser als ein »erweiterter Festlandsockel« fortsetzt, darf er seinen Einflussbereich auf 350 Seemeilen ausdehnen – und in Einzelfällen sogar noch weiter. Wer sein Gebiet vergrößern will, benötigt also Kenntnisse über die unterseeischen Rücken. Den »Lomonossow«-Rücken zum Beispiel – auf den die Russen ihr Fähnchen platzierten – interpretiert man in Moskau als direkte Verbindung von Sibirien zum Nordpol, während die Kanadier fest an ein Anhängsel ihrer »Ellesmere«-Insel glauben und die Dänen überzeugt sind, dass sich Grönland auf einer Kruste fortsetzt. Alle haben gewissermaßen »Rücken«, alle im selben Gebiet, und alle besitzen geologische Gutachten, die ihre Thesen belegen sollen.

21 Vertreter gehören zur »Festlandsockelgrenzkommision«, nach Proporz auf Kontinente verteilt; mehrmals im Jahr tagt das Gremium abgeschottet in einem fensterlosen Raum im Hochhaus der Vereinten Nationen, 760 United Nations Plaza, New York. Kritiker erinnert das konspirative Treiben an Zeiten, als Kolonialmächte die Welt aufteilten. »Die Öffentlichkeit hat kaum Zutritt«,

moniert der international renommierte Geophysiker Karl Hinz, der als letzter Deutscher der Vertretung bis 2002 angehörte. Von den Ergebnissen werden nur dünne Zusammenfassungen publiziert, die selbst für Experten nicht immer nachvollziehbar sind – obwohl es in manchen Fällen um Rohstoffvorkommen im Wert von vielen Milliarden Dollar gehen kann. Wie die Kommission zu ihren Entscheidungen kommt? Was überhaupt in den Unterlagen steht? »Streng geheim«, lautet stets die Antwort.

Die USA stehen kurz davor, ins Monopoly am Nordpol einzusteigen

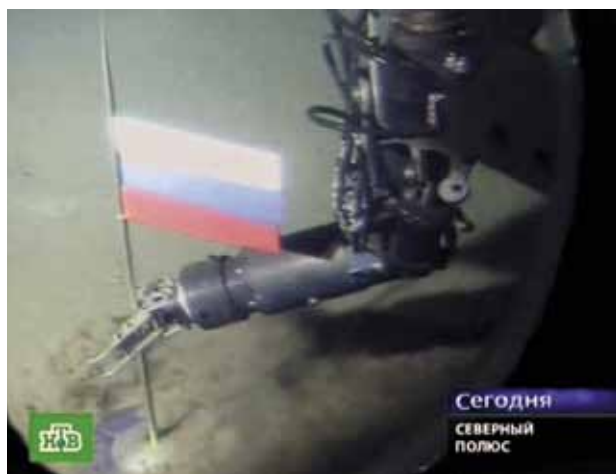
Wer Hinz, 75, zuhört, einem Professor mit donnernder Bassstimme, der seit seiner Pensionierung ein Büro in Hannover unterhält und unter anderem die Regierungen von Ghana, Fiji oder Argentinien berät, hat bald den Eindruck, dass sich Diskussionen der Kommission nicht immer nur um wissenschaftliche Aspekte drehen. Neben echten Experten gehören ihr auch echte Bürokraten an, die von ihren Regierungen auf einen Posten verschoben wurden. »Wissen Sie was? Der Einzige, der in der letzten Runde wirklich neutral war«, sagt Hinz, »das war ich!« In den Arbeitsgruppen soll es um Themen wie seismische Profile gehen, um Sedimentschichten, die Struktur des Ozeanbodens und Tiefendaten – doch politische Land-

karten spielen dabei ebenfalls eine wichtige Rolle. Am Ende entscheidet die Kommission mit Zweidrittelmehrheit und spricht eine Empfehlung aus, die von den Staaten umgesetzt wird.

Australien zum Beispiel hat vor einem Jahr 2,5 Millionen Quadratkilometer Meeresboden dazubekommen, riesige Gebiete, auch an der Nordwestküste, wo man ein Erdöllager vermutet. Das Tempo, mit der die Entscheidung durchgewunken wurde, trotz eines Mangels an nachhaltigen Beweisen, regt Geologen auf. Hinz, der Niedersachse, spricht von »einer bedrohlichen Entwicklung«. Er ließ seinerzeit den Antrag der Russen auf Anerkennung von Polargebieten am »Lomonossow-Rücken« abblitzen, weil ihm die Qualität der Daten nicht ausreichte und die Antragssteller nicht verraten wollten, ob die Untersuchungen von einem U-Boot stammen. Sein Nachfolger für den Sitz in der Kommission – wie Hinz ein sachlich korrekter Fachmann der Bundesanstalt für Geowissenschaften und Rohstoffe (BGR) – fiel später in mehreren Wahlgängen durch.

Fachleute rechnen damit, dass die USA, die das Seerechtsübereinkommen bislang ablehnten, dieses nun während der Präsidentschaft von Barack Obama ratifizieren werden, und ebenfalls Anträge an die Festlandsockelgrenzkommision stellen – was einen weiteren Spieler ins Monopoly um die Arktis einsteigen lässt. Ob sich die Diskussionen und Bemühungen wirklich für alle Gebiete lohnen, halten Wissenschaftler indes für fragwürdig. Hermann-Rudolf Kudraß von der BGR beispielsweise hält es wegen der dünnen Sedimentschicht in den Meeresbecken rund um den Pol für unwahrscheinlich, dass Erdöl oder Erdgas in einer Menge zu finden sind, die eine Förderung wirtschaftlich sinnvoll macht. Und Spitzbergen? »Da ist, Stand heute, nix zu holen«, urteilt Hinz. Als zweifelsfrei ergiebig gelten Gebiete am Rande Sibiriens, zum Beispiel im Delta der Lena, die in die »Ausschließliche Wirtschaftszone« Russlands gehören, auch ohne »Rückendiagnosen«.

Was die Förderung des Öls angeht, sind andere Probleme ungeklärt: Mag die Arktis während der Sommer eines



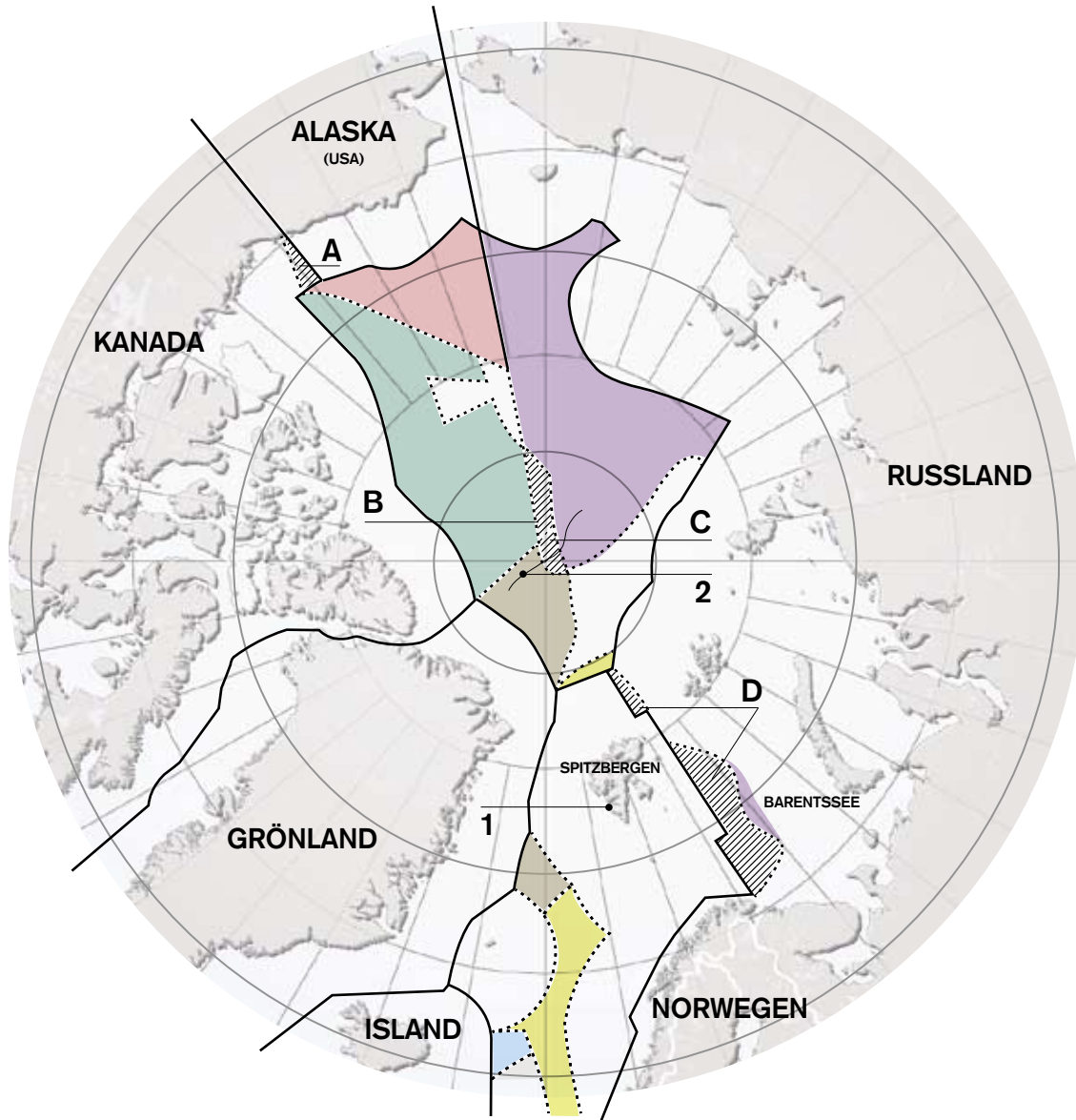
... und auf dem Meeresgrund unter dem Nordpol eine Fahne gehisst

Gebietsansprüche auf Hoheitsgebiete innerhalb des arktischen Zirkels

- aktuelle Grenzen bzw. Grenzen der 200-Seemeilen-Zonen
- Gebietsansprüche im Nordpolarmeer (derzeit internationales Gewässer), die strittig sind

- Grönland (Dänemark)
- Island
- Norwegen
- Russland
- Alaska (USA)
- Kanada

- von zwei Ländern beanspruchte Gebiete:
- A. Kanada und USA
- B. Kanada und Russland
- C. Dänemark und Russland
- D. Norwegen und Russland
-
- 1. Barentsburg
- 2. Lomonossow-Rücken



Kartograf: Hugo Ahlenius, UNEP/GRID-Arendal, <http://maps.grida.no/go/graphic/arctic-map-political>

nahen Tages eisfrei sein, so friert das Eis in den Wintermonaten wieder meterhoch und bedroht jede Pipeline oder macht auch die Arbeit auf Ölplattformen unmöglich. Wissenschaftler fantasieren über ferngesteuerte, unbemannte Kapseln am Meeresboden oder äußerst mobile Bohrseln – deren Entwicklung astronomische Summen verschlingt. Im

Falle einer Ölhavarie, so warnen zudem Umweltschützer, droht eine Katastrophe, denn es dürfte unmöglich sein, den Teppich zu beseitigen. Obendrein enthält das Meereis Poren, in denen sich Öl festsetzt, und es fehlen in diesen Gewässern viele jener Mikroorganismen, die Öl abbauen können. Jeder Unfall könnte ganze Tierpopulationen ausrotten – und den

Inuit ihre Lebensgrundlage entziehen. So anders die klimatischen Umstände dieses Wettlaufs um Rohstoffe also sind, eines ist wieder gleich: Er geht vor allem auf Kosten der Natur. ●

Stefan Krücken (34) war schon einige Male in der eisigen Kälte des Polarmeers und würde nun gern mal eine Reportage aus wärmeren Gefilden machen.

Spiel mir das Lied vom Tod

Teure CDs, Kopierschutz und Angstmache: Die Plattenkonzerne haben unsere Solidarität nicht mehr verdient, sagt unser Autor. Und geht der Frage nach, was wir den Künstlern schulden, deren Musik sich jeder im Internet herunterladen kann. Ein paar Wahrheiten über eine Branche im Umbruch

Text: Thaddeus Herrmann

Wäre Musik ein an den Börsen dieser Welt notiertes Gut, kein Broker würde einen Gedanken daran verschwenden, auch nur einen müden Cent zu investieren. Musik ist schon lange nichts mehr wert. Das wissen auch die Unternehmen, die die Musik unter die Leute bringen: Die Verkaufszahlen von CDs befinden sich nach wie vor im Sturzflug, in den USA war 2008 bei 361 Millionen Tonträgern (inklusive der vollständigen digitalen Alben) Schluss, ein Minus von 45 Prozent im Vergleich zum Jahr 2000. Glaubt man den Sprechern der Branchenverbände, sind die Schuldigen seit Jahr und Tag bekannt: Die Raubkopierer im Internet, private Filesharer genau wie russische MP3-Raubritter, machen die Musik, die man früher noch mühsam im Laden kaufen »musste«, für jeden immer abrufbar. Musste man wirklich? Illegale Pressungen, sogenannte Bootlegs, waren der Musikwirtschaft immer ein Dorn im Auge und mit der Verbreitung der Kassette war der beste Kopierschutz aller Zeiten, das Vinyl, endgültig geknackt. Nicht ohne Grund hieß es in den 80er-Jahren

»Hometaping is killing music«. Piraterie ist keine Erfindung unseres digitalen Alltags.

Die Möglichkeiten des WWW haben aber nicht nur entschiedenen Raubkopierern endlich die Plattform geliefert, die sie immer gesucht haben, das Netz ist auch für eine allumfassende Neudefinition des Begriffs des geistigen Eigentums verantwortlich und unterstützt einen Urinstinkt der Menschen. Warum soll ich für etwas bezahlen, wenn ich es auch umsonst haben kann? Das betrifft nicht nur die Musik, sondern kulturelle Güter und Informationen im Allgemeinen. Tageszeitungen scheitern an Bezahlmodellen ihrer Internetseiten genauso, wie Plattenfirmen an der Kompensation ihrer sinkenden CD-Verkäufe durch legale Downloads à la iTunes oder Musicload. Eingebrockt haben sich dieses Dilemma die Plattenfirmen zunächst einmal selbst: Unverschämte hohe Preise für Tonträger, die gezielte Entmündigung der Konsumenten durch den Kopierschutz für CDs im ersten, und die Kriminalisierung aller Besitzer eines CD-Brenners im zweiten Schritt waren dafür verantwortlich, dass Respekt oder Solidarität für diese Industrie sang- und klanglos verschwanden. Den Musikern war

das herzlich egal, denn gekauft wurden CDs weiterhin. Bis das Internet die Karten endgültig neu verteilte.

H heute hat uns die Umsonstkultur fest im Griff und die Kreativen, die die Musik komponieren, sind die Verlierer, zumindest ein Großteil von ihnen. Es herrscht ein derartiges Überangebot an Musik im Netz, dass die DSL-Leitung schon kaputt sein muss, damit man sich wieder an Tonträger und Plattenladen erinnert. Denn während illegales Filesharing auf dem Rückzug ist, sind Streamingdienste auf dem Vormarsch. Bands stellen neue Stücke zuerst auf ihrer MySpace-Seite vor und bei Last.fm kann man sich ein unendliches Mix-Tape ganz nach seinen persönlichen Vorlieben zusammenstellen. Die Liste dieser Dienste ist endlos, der Service immer beliebter: Eine Studie aus Großbritannien belegt, dass 65 Prozent der Teenager auf der Insel regelmäßig Musik im Netz hören. Gekauft wird immer seltener. Übel nehmen kann man den Nutzern diese Neuorientierung nicht: Die schnelle Datenleitung ist fast überall preiswert verfügbar und das Angebot weitreichender, als es ein Plattenladen jemals bewerkstelligen könnte. Der Status quo: Alle hören, kaum einer zahlt. Der entscheidende Faktor ist nicht mehr, etwas zu besitzen, sondern den Zugang dazu zu haben. Für die Fans ist das mehr als bequem, für viele der Musiker hingegen der Vorbote zum Gang zum Arbeitsamt.

Warum? Der alte Dreisatz des Musikers mit Plattenvertrag ging so: Tantieme aus CD-Verkäufen + Geld aus Radio-Einsätzen + Konzertgagen = Miete. CDs sind heute in dieser Gleichung immer unwichtiger, das Abrechnungsprinzip von Dienstleistern wie Last.fm für das Streamen von Musik ist undurchsichtig und bewegt sich ohnehin im Dschungel einer kaum nachzuvollziehenden Mikroökonomie. Gleichzeitig nutzen Anbieter von legalen Downloads jede erdenkliche Möglichkeit, um sich um Abgaben an die Verwertungsgesellschaften wie die **GEMA** zu drücken. Geld, das beim Kauf eines MP3s fällig

wird und dem Künstler zusteht, wird entweder gar nicht gezahlt oder auf dubiosen Sperrkonten geparkt, bis sich die Dienstleister mit den europäischen Verwertungsgesellschaften auf ein Abrechnungsmodell geeinigt haben. Was soll denn das ganze Gejam-

des Onlineüberangebots dreht dem musikalischen Mittelstand den Hals um. Die Bands, die in den Stadien der Welt spielen, werden auch weiterhin reich sein, Platten verkaufen, Videos drehen, glücklich sein. Die Musiker jenseits der Top Ten aber werden auf

GEMA – so heißt die Gesellschaft, die in Deutschland die Aufführungs- und Verwertungsrechte von Musikern wahrnimmt. Die GEMA kassiert zum Beispiel Geld von Radiostationen und Diskothekenbetreibern für die gespielte Musik und schüttet es dann an ihre Mitglieder aus.

etablierte Plattenläden können Bands ihre Produkte preisgünstig anbieten und müssen darüber hinaus keine Rücksicht nehmen auf lästige Standards z. B. bei der Verpackung, müssen keine Mittelsmänner mehr zufriedenstellen, damit das Produkt am Ende für zu viel Geld im Laden steht. Kein Wunder, dass die Schallplatte seit Jahren wieder im Aufwind ist. Hier bekommen die Fans die in Vinyl gepresste und mit dicker Pappe umhüllte Antithese zur Krise. Einen Fetisch, den man in Ehren hält, ein Produkt, das endlich wieder dem angemessen ist, um das es eigentlich geht bei der Musik: Herzblut. ●



FÜR UMME & FOR FREE: Wir haben uns mal Gedanken darüber gemacht, wie die Cover mittelloser Bands in Zukunft aussehen könnten

mer, werden jetzt viele schreien, die Konzerte sind doch alle voll! Stimmt. Und genau hier liegt der Hund begraben. Denn nicht alle Bands können den finanziellen Verlust durch geringere Plattenverkäufe durch mehr Konzerte kompensieren. Die Konkurrenz wird größer, Klubs bestimmen die Gagen oder verlangen sogar Geld von den Bands, wenn die spielen wollen. Das klingt unfair, ist aber noch viel dramatischer. Die neue Realität

den geschäftlichen Neustart zurückgeworfen. Ihre Chance, und damit schließt sich der Kreis: das Internet. Direkte Kommunikation jenseits der Grabbeltisch-Seiten wie MySpace erfordert zwar mehr Arbeit, ermöglicht aber nicht nur die Weitergabe von Informationen, sondern auch den direkten Verkauf von Tonträgern. Ohne großes Label im Hintergrund, ohne traditionellen Vertrieb und ohne

Thaddeus Herrmann (37) schreibt auch für das Magazin De:bug. Er gründete mit seinem Kollegen Shlom Svirin 1998 (also in einer Zeit, als noch nicht so viel runtergeladen wurde) das Label City Centre Offices, auf dem die beiden leicht melancholische elektronische Musik veröffentlichten.

Hausgeklammert

Habe Kugelschreiber, suche Schneemobil –
wohin einen die Tauschwirtschaft bringen kann

Text: Fabian Dietrich
Illustration: Jindrich Novotny

Der 29-jährige Kanadier Kyle MacDonald hat in seinem Leben schon viel ausprobiert. Pizzas ausliefern, Bäume pflanzen, Hula-Hoop-Reifen verkaufen, die im Dunklen leuchten. Und dann

war da auch die Sache mit den Tauschgeschäften, die ihn für ein paar Monate zu einer kleinen Berühmtheit machte.

Im Juli 2005, Kyle war gerade arbeitslos, brachte ihn eine rote Büroklammer, die auf seinem Schreibtisch in Montreal lag, auf eine Idee. Er setzte einen Blog im Internet auf, den er »one-red-paperclip« nannte und bot die Büroklammer zum Tausch an. Zwei Tage später meldeten sich zwei Frauen bei ihm, die ihm einen fischförmigen Kugelschreiber dafür anboten. Rhawnie und Corinna sagten, sie seien Veganerinnen und könnten damit sowieso nichts anfangen. Zehn Minuten später klingelte Kyles Telefon. Eine Frau aus Seattle, Washington, wollte ihm einen Türknäuf mit einem Monstergesicht für den Kugelschreiber geben. Es folgten: Ein Generator aus Kalifornien, ein

Eiswagen aus Montreal, ein Gutschein für ein Treffen mit Alice Cooper und schließlich, nach einem Jahr, ein Haus in der 1200 Einwohner zählenden Präriegemeinde Kipling im kanadischen Saskatchewan.

Mit jedem Tausch wuchs das Medieninteresse. Talkshowmoderatoren und Journalisten luden ihn ein. Alle

fragten Kyle, was er denn genau mit seiner Aktion bezwecke. Will er den Kapitalismus ad absurdum führen? Will er beweisen, dass

Tauschwirtschaft die bessere Alternative ist? Will er einfach nur berühmt werden? Was zur Hölle führt dieser Kanadier im Schilde? »Nichts«, sagte Kyle.

»Ich habe keinen konkreten Plan.«

Mittlerweile lebt er seit über zwei Jahren in dem Haus. Das heißt: eigentlich ist Kyle nur selten da,

weil seine Frau in einer ganz anderen Gegend Kanadas wohnt. Im Sommer letzten Jahres kündigten sie an, ihr Haus weiterzutauschen. Eine Flotte burgunderfarbener Dodge-Transporter mit Baujahr 1990 wären zum Beispiel schön, schrieb Kyle. Es blieb dabei. Bislang hat noch niemand ein gutes Angebot gemacht.



Interview:

1/4

»Wenn ich etwas will, hole ich es mir«

Michael* (19) war letztes Jahr im Knast. Er hatte mehrere Roller geklaut, ein Handy und Handtaschen

Interview: Arne Semsrott

Wieso hast du andere Menschen geklaut?

Oft aus Geldnot. Ich war im Heim und dort haben mir die Erzieher das Taschengeld gestrichen. Ich habe auch eine Zeit lang auf der Straße gelebt. Da war dann kein Geld mehr da und ich musste mir etwas besorgen. Oder ich habe Einzelteile für meinen Roller gebraucht. Manchmal aber auch aus Spaß.

Wieso bist du gefasst worden?

Keine Ahnung. Wahrscheinlich 31er**.

Zu welcher Strafe bist du dann verurteilt worden?

Zu zwei Jahren und zehn Monaten. Nach der Hälfte der Zeit bin ich dann auf Bewährung freigekommen.

Ist das eine gerechte Strafe?

Im Nachhinein denke ich, hart genug. Ich habe daraus gelernt, das wäre ohne Strafe wohl nicht passiert. Allerdings ist es schon unfair: Es gibt Vergewaltiger, die niedrigere Strafen als ich bekommen.

Und wie erklärst du dir die Härte der Strafe?

Der Richter war streng. Aber es kam auch dadurch, dass ich die Sachen nicht alle auf einmal gestohlen habe, sondern nach und nach. Die erste Straftat habe ich mit 14 begangen und dann ging es erst mal so weiter.

Musstest du dich bei deinen Diebstählen überwinden? Immerhin hast du Menschen direkt etwas weggenommen.

Beim ersten Mal schon. Aber beim zweiten, dritten Mal und danach war Adrenalin da, das mich angespornt hat.

Wurdest du selber schon einmal bestohlen?

Ne, das würde ich auch nicht zulassen.

Haben es deine Opfer also zugelassen?

Das nicht. Wenn aber jemand versuchen würde, mir etwas zu klauen, würde das ein Nachspiel haben. Es ist immer schlimm, wenn man etwas klaut.

Haben dir die Menschen, die du bestohlen hast, nicht leidgetan? Die ältere Frau, der du die Handtasche gestohlen hast, steckte dann vielleicht selbst in Geldnot.

Eigentlich gar nicht. Mein Hintergedanke war, dass ich Geld brauche.

Besitzt du denn jetzt viel?

Einen Fernseher, einen Roller, ein Auto, ein Motorrad – das ist schon wertvoll.

Ist es für dich wichtig, viel zu besitzen?

Ja, wenn ich etwas haben will, dann hole ich es mir. Ein Handy zu haben, ist für mich schon wichtig. Viele Dinge, die Leute besitzen, sind aber



gar nichts wert, eine Playstation zum Beispiel.

Spielt für dich Eigentum eine große Rolle, um glücklich zu sein?

Relativ. Glücklich ist man dann, wenn man gute Sachen besitzt. Aber so ist das in der Gesellschaft: Wenn einer Maserati fährt, sind alle Opel-Fahrer scheiße. Die wollen dann mitmachen im Wettbewerb und auch einen Maserati.

Ist Diebstahl gerechtfertigt, wenn er – wie bei Robin Hood – dazu dient, Geld von reichen an arme Menschen zu geben?


Theoretisch nicht, denn manche Reiche haben schließlich für ihr Geld gearbeitet. Gerechtfertigt wäre es aber zum Beispiel, bei den Kindern von Stars, die reich aufwachsen und nichts für ihren Reichtum getan haben.

Sollte dann in einer idealen Gesellschaft nicht Eigentum abgeschafft werden und allen alles gehören?

Nein. Dann könnte man ja auf nichts mehr stolz sein.

* Name von der Redaktion geändert

** 31er: Anm. d. Red: So werden im Knastjargon »Verräter« genannt, also Menschen, die mit ihrer Zeugenaussage andere belasten. Die Bezeichnung bezieht sich auf einen Paragraphen aus dem Betäubungsmittelgesetz



Monsanto verspricht Pflanzen, die gegen Unkraut und Ungeziefer resistent sind

Auch ein paar Bauern mussten leiden



Das Schlachtfeld

Die Firma Monsanto ist bei manchen Bauern so beliebt wie ein Heuschreckenschwarm: Mit Patenten auf Saatgut verdient sie Milliarden. Selbst Farmer, die es nicht kaufen, werden mit Klagen überzogen, wenn sich auf ihrem Feld ein falsches Samenkorn findet

Text: Lars Jensen

Maurice Parr, den die Farmer im Norden Indianas nur als »Moe« kennen, zieht sich die Baseballkappe zurecht, bis ihn die grelle Abendsonne nicht mehr blendet. Dann deutet er auf einen Feldweg, der sich Richtung Westen in ein Maisfeld bohrt. An dieser Stelle bemerkte er im Spätsommer 2006 die Detektive, die ihn bei der Arbeit beobachteten. Zunächst einen Wagen mit zwei Männern, die Fotos machten und mit einer Videokamera hantierten. Später wechselten sich verschiedene Spitzelteams dabei ab, Parr zu verfolgen auf seinen Einsätzen als Saatgutreiniger für Bauern zwischen Indianapolis und Columbus/Ohio.

Jedes Detail dokumentierten die Ermittler. Auf welcher Farm Parr welche Art von Saatgut vorbereitete, damit die Bauern es im nächsten Jahr aussäen konnten. Er selbst überprüfte die Nummernschilder der schwarzen Limousinen: Gemeldet auf die Detektei McDowell & Associates, St. Louis. Sofort war ihm klar, in wessen Auftrag die Herren unterwegs waren. Farmer aus Iowa und Missouri, Kansas und Arkansas hatten ihm schaurige Geschichten berichtet – von Detektiven, die im Auftrag des Gen-

Früher durften die Bauern aus ihrer Ernte Saatgut gewinnen, heute müssen sie Lizenzverträge mit einem großen Konzern abschließen

technikkonzerns Monsanto durchs Land reisen, um Indizien zu sammeln gegen Bauern, die angeblich patentiertes Saatgut verwenden, ohne dafür zu zahlen.

Laut dem »Center for Food Safety« in Washington schreiten Monsanto's Leute in 500 Fällen pro Jahr ein, strategisch über die Nation verteilt, um flächendeckend abzuschrecken. Die Ermittler von Monsanto's Stammdetektei McDowell sollen in Büros eingebrochen und unter falschem Namen aufgetreten sein. Sie streuen Gerüchte über Bauern, bis schließlich Monsanto die Klage einreicht. Oft verlieren Farmer ihre Existenz, wenn der Konzern mit ihnen fertig ist. Als Moe Parr die Detektive entdeckte, war ihm klar: Bald wird auch er um sein bisheriges Leben kämpfen müssen.

1996 hatte die US-Regierung den Anbau von genmodifizierten Nutzpflanzen (GMOs) genehmigt, und zunächst glaubten die Farmer, ein goldenes Zeitalter breche für sie an. Die Hersteller versprachen höhere Erträge, weil die Technologie ihre Pflanzen resistent mache gegen Schädlinge, Dürre, Nebenwirkungen von Herbiziden. Heute, ein gutes Jahrzehnt später werden neun von zehn Betriebe in den USA und Kanada mit Gentechnologie bewirtschaftet, doch die Ernüchterung unter den Bauern ist grenzenlos: Die Ernten sind nicht reicher als zuvor; mehr und nicht weniger Herbizide werden gespritzt, um immer widerstandsfähigere Unkräuter und Parasiten zu bekämpfen. Das fatalste Problem für die Landwirtschaft in Nordamerika: Den Markt für Saatgut, den sich einst Hunderte Anbieter teilten, kontrolliert heute ein einziger Konzern.

Monsanto besitzt etwa bei GMO-Mais, -Soja und -Baumwolle einen Marktanteil von bis zu 95 Prozent und kann dementsprechend die Preise diktieren. Beispiel Mais: Für die Saison 2009 hob Monsanto den Preis für einen Sack Saatgut der Sorte MON591 um hundert auf 300 Dollar an. Pro Hektar und Saison muss ein Farmer nun über 250 Dollar investieren. Sobald er einen Sack Saatgut öffnet (eine Unterschrift ist neuerdings nicht mehr nötig), erklärt er sich einverstanden mit einem Knebelvertrag,

Mit Schildern wollen manche Bauern ungebetenen Besuch fernhalten



der ihn auf Jahre an Monsanto bindet und dem Konzern jederzeit Zugang zu privaten Daten erlaubt.

Dass Saatgutreiniger wie Moe Parr für einen Sack konventionellen Saatguts 25 Dollar verlangten, ein Zwölftel des heutigen Preises, ist gerade mal zehn Jahre her – doch Nostalgie hilft in der Not nicht weiter. Aus Furcht vor Repressionen reden die wenigsten Bauern öffentlich. Einer von Parrs ehemaligen Kunden, der Mais-Farmer Bob Duval, 43, stützt sich auf Moes Schulter und sagt: »Wie konnten wir damals nur so dumm sein, diesen Albtraum nicht vorauszusehen.« Nordamerikas Farmer trugen ihre Saat im vergangenen Frühling in der Gewissheit aus, mit dem Ernteertrag sogar Geld zu verlieren. »Niemand in dieser Gegend, nicht mal die Ältesten, können sich an so ein Jahr erinnern«, sagt Bob Duval.

Vom Wind verweht: die Samen werden von Feld zu Feld getragen

Unterdessen geht Monsanto weiterhin erbarmungslos gegen kleine Farmer und Saatgutreiniger vor und nutzt dabei ein natürliches Phänomen aus: Per Pollenflug verbreiten sich Monsanto's Samen auch über Felder, die mit konventionellem Saatgut bestellt werden. Für eine Klage reicht es aus, wenn Monsanto's Helfer geringste Spuren ihrer patentierten Technologie vorfinden. Terry Zakreski, ein Anwalt, der Dutzende Farmer in ihrem Kampf gegen den Konzern vertrat: »Monsanto hat ein Problem: Es will einen Teil von Mutter Natur besitzen, der sich natürlicherweise jeder Kontrolle entzieht.« Und gerade diese Schwäche in seinem Geschäftsmodell nutzt Monsanto, um Amerikas Farmer gefügig zu machen. Wer einige Tage im Farm Belt verbringt, trifft Bauern, die Monsanto's Methoden mit der Stasi, der Gestapo oder Mafia vergleichen.

Als der Sheriff von Lafayette, Indiana im Februar 2007 an seiner Tür klingelte, war Parr nicht mal mehr überrascht. »Was ich bloß ange-

stellt hätte, fragte der Sheriff, es sei die schwerste Anklageschrift, die er je überbringen musste«, erzählt Parr. »Da ahnte ich, dass sie mir an den Kragen wollten.« Der Vorwurf: Parr bereitet Saatgut vor, das nicht rein ist von Spuren der Monsanto-Produkte. Per Gerichtsbeschluss musste Parr seine Buchhaltung seit dem Jahr 2000 offenlegen. Ein besonders hinterhältiger Schachzug der Anwälte, denn so erhielten sie vertrauliche Informationen über 70 Farmen in der Region. Viele von ihnen erhielten kurz darauf Besuch von Männern in schwarzen Limousinen.

Mit Monsanto einigte sich Parr auf einen Vergleich, der einem Berufsverbot gleichkommt. Entweder er beschränkt seine Tätigkeit auf wenige Sorten Saatgut, die kaum noch verwendet werden, oder er zahlt eine hohe Summe Schadenersatz. »Obwohl mein Anwalt sagte, ich könne jede Verhandlung gewinnen, riet er mir davon ab, durch die Instanzen zu gehen, weil ich mir die Verfahrenskosten nicht leisten kann. Ich komme mit einem Anwalt, die schicken 30 Leute von ihrer Kanzlei Husch & Eppenger, die uns mit Anträgen überziehen, bis wir nicht mehr atmen können.« Schmerzhafter als der finanzielle Schaden war jedoch, dass sich die meisten Kunden von ihm abwendeten und Freundschaften zerbrachen. Kurz vor seinem 73. Geburtstag erlebte Parr seine schlimmste Krise.

Dutzende Bücher und Filme, Hunderte Artikel beschreiben Monsanto als monströs und gierig. Trotzdem gelang es dem Konzern, innerhalb von zwei Jahrzehnten zum weltweit dominierenden Biotechnologie-Konzern anzuwachsen; einer Firma, die in über 160 Ländern Patente auf gentechnisch manipulierte Tiere und Pflanzen angemeldet hat, und vor der sogar



ZEICHEN SETZEN: Manche Bauern protestieren so gegen Monsanto

das »Wall Street Journal« warnt: »Der Konzern beherrscht unsere Nahrungskette. Kaum ein Produkt im Supermarkt, in dem nicht die Technologie von Monsanto steckt.« Monsanto dient jedem Umweltschützer und Globalisierungsgegner von Indonesien bis Berlin als Lieblingsfeindbild. Die Website prahlt unterdessen mit der Tatsache, Detektive und Anwälte gegen Produktpiraten ins Feld zu schicken. Das Argument: Neue Eigenschaften in Gene einzubauen, sei sehr teuer. Wie kann ein Konzern einen derart schlechten Ruf pflegen und dennoch bei elf Milliarden Dollar Umsatz zwei Milliarden Gewinn erzielen?

Der Präsident und CEO Hugh Grant wird nicht müde, Monsanto als Heilsbringer der globalen Landwirtschaft zu preisen: »In einigen Jahrzehnten müssen wir neun Milliarden Menschen ernähren. Das wird ohne unsere Technologie nicht möglich sein. 2015 wollen wir Mais auf den Markt bringen, der in Dürre gedeiht; ebenso arbeiten wir an Reis und Soja, die fast ohne Wasser auskommen.« Den nordamerikanischen Markt beherrscht Monsanto bereits, nun nimmt die Firma den Rest der Welt ins Visier. In China, Indien, Brasilien, Argentinien, Südafrika wächst Monsanto's Marktanteil rasant. »Wir verhandeln mit jeder Regierung der Welt, damit alle Menschen von unseren Produkten profitieren können«, sagt Grant. Nur die EU erlaubt bislang keinen Import von GMOs. Grant

bleibt gelassen: »Europa braucht noch ein wenig Zeit.«

1981 lief das Geschäft des Chemiekonzerns Monsanto schlecht, und in der Zentrale in St. Louis, Missouri diskutierten Vorstände und Manager, was zu tun sei. Monsanto war ein führender Hersteller von giftigen Stoffen wie PCB, Agent Orange, Dioxin oder DDT, was der Firma zwei existenzbedrohende Probleme bescherte: Viele seiner Produkte wurden verboten. Plötzlich verlangten Regierungen auf Druck der neuen Umweltschutzbewegung, die ökologischen Katastrophen zu beheben, die Monsanto-Fabriken angerichtet hatten. Dieser Altlasten entledigten sich die Vordenker in Missouri kurzerhand, indem man sie in die neu gegründete Tochtergesellschaft Solutia auslagerte. Bis heute streitet deren Rechtsabteilung mit enormem Aufwand jede Verantwortung ab. Nach einer komplizierten Folge von Firmenaufkäufen ging 2002 ein unbelastetes Unternehmen mit dem Namen Monsanto aus dem Konzern hervor.

Ein neuer Konzern ohne Vergangenheit

In der düsteren Vergangenheit des Konzerns entdeckten die Manager ihren Ausweg in eine profitable Zukunft. Monsanto's Bestseller war seit den 80er-Jahren ein Herbizid namens Roundup, das schon 1973 auf den Markt gebracht wurde. Zwar liefen die Patente aus und billige Nachahmer schmälerten die Profite, doch – so war der Plan – wenn Monsanto Pflanzen verkaufen könnte, die immun wären gegen die harschen Nebenwirkungen des aggressiven Herbizids, könnte die Firma eine Menge Geld verdienen. Heute beherrscht Saatgut der Marke Roundup-Ready den Weltmarkt.

1983 gelang Monsanto der entscheidende Durchbruch, als seine Wissenschaftler die erste genetisch manipulierte Pflanze herstellten. Mehr als zehn Jahre bevor geklärt war, ob gentechnisches Saatgut jemals verkauft werden darf, investierte das Unternehmen massiv in diese Technologie und erarbeitete sich einen unein-

holbaren Vorsprung gegenüber der Konkurrenz. Vermutlich spekulierten die Manager auf ihre perfekten Verbindungen zu den Gesetzgebern. Laut der Organisation Food First besetzten mindestens 22 ehemalige Mitarbeiter Schlüsselpositionen in den Ministerien. Ein ehemaliger Monsanto-Anwalt gehört gar dem Obersten Gerichtshof an – Clarence Thomas entschied bereits Fälle zugunsten von Monsanto.

Schließlich kam dem Konzern der Zufall zu Hilfe. Um Alaskas Küste vom Öl der Exxon Valdez zu befreien, hatte General Electric eine Bakterie entwickelt und erstmals in der Geschichte der Menschheit ein Patent für einen lebenden Organismus erstritten. Monsanto konnte nun im großen Stil Urheberrechte auf seine genetisch veränderten Organismen anmelden – inzwischen besitzt das Unternehmen etwa 700 Patente und nimmt alleine durch die Lizenzgebühren Milliarden Dollar ein.

Der Farmer Bob Duval erinnert sich noch genau an den Tag im Jahre 1997, als ein Vertreter an seiner Tür klingelte und ihm ein neues Saatgut namens RRC2 anbot. »Die Argumente überzeugten mich: Weil die Pflanzen resistent gegen das Herbizid sind, konnte ich viel Zeit und Geld sparen. Ich unterschrieb ohne zu ahnen, dass ich einen Pakt mit dem Teufel schloss.« Damals lockten Monsanto's Vertreter mit einem Kampfpreis, denn ihr Ziel bestand darin, dass der Farmer den sogenannten Technologie-Vertrag unterschrieb. Die zwei entscheidenden Klauseln: Der Farmer darf nicht länger einen Teil seiner Ernte behalten, um daraus Saatgut fürs nächste Jahr zu gewinnen, sondern erwirbt nach jeder Ernte neues Saatgut. Falls er sich für ein Produkt der Konkurrenz entscheidet, muss er sicherstellen, dass sich in seinem Grund kein einziges Samenkorn mit Monsanto's Technologie befindet. Was absolut unmöglich ist.

Bill Freese, Berater des »Center for Food Safety« hilft Bauern, die durch Monsanto's Knebelverträge in Not geraten. Er sagt: »10.000 Jahre lang be-

saßen Farmer das Recht, über ihr Saatgut entscheiden zu können. Monsanto hat diese Tradition beendet.« Selbst die wenigen Farmer, die nie einen Vertrag unterschrieben haben, sind inzwischen gezwungen, Monsanto's Technologie zu nutzen. Der Konzern hat seit 1998 Hunderte Saatguthersteller aufgekauft und nur ein Konkurrent überlebte, der Chemiegigant DuPont. Doch selbst DuPont muss auf Monsanto's Roundup-Ready-Technologie zurückgreifen und überweist für die Lizenzgebühren.

Inzwischen gibt es in Amerika nur noch zwei Sorten von Farmern. Die Mehrheit, die schweigt, und Ärger vermeiden will. Schließlich reicht ein anonymes Anruf bei der kostenlosen Hotline und Monsanto schickt die Detektive los. Auf der anderen Seite einige 100 Rebellen, die den Konzern offen kritisieren. Leute wie Bob Duval und Moe Parr.

Moe verlor Freunde und sein Einkommen, auch Duval sprach seit Jahren mit keinem seiner Nachbarn. Weil seine GMO-Samen auf deren Felder wehten und Monsanto's Detektive aktiv wurden? Oder weil sie Angst davor haben, sich mit einem Monsanto-Kritiker gemein zu machen?

Die beiden Männer stehen auf dem Feldweg, der endlos dem Horizont entgegenführt. Glauben sie, Monsanto's Macht brechen zu können? Und warum wenden sich die Farmer nicht gemeinsam an Politiker, damit diese sie aus dem Dilemma befreien? Da gäbe es ein kleines Problem, lacht Parr. Der Gouverneur von Indiana, beide Senatoren des Staates und die Kongressabgeordneten der umliegenden Wahlbezirke finanzieren ihre Wahlkämpfe u. a. mit Spenden von Monsanto. In anderen Bundesstaaten sieht es ähnlich aus. Selbst die Universität von Indiana, die die Langzeitfolgen der GMOs erforscht, wird von Monsanto gesponsert. »Hätten Sie an unserer Stelle Hoffnung?«, fragt Parr. Und zieht sich die Mütze noch einmal zurecht. Diesmal um seine Tränen zu verbergen. ●

Lars Jensen (35) lebt und schreibt in den USA. Auch wenn es dort nicht ganz leichtfällt, konnte er bisher den Konsum von genmanipulierten Lebensmitteln vermeiden.

»Einmal wurde ich mit dem Messer bedroht«

Doris (57) arbeitet seit 30 Jahren als Gerichtsvollzieherin in Berlin-Neukölln

Interview: Hanna Engelmeier

Wann haben Sie zuletzt ein Pfandsiegel aufgeklebt?

Das ist schon länger her – vier, fünf Jahre bestimmt. Früher ist das allerdings häufiger vorgekommen. Mittlerweile wohnen hier in Neukölln ja hauptsächlich ausländische Mitbürger, die zum Teil aus Kriegsgebieten kommen und über wenig eigenes Vermögen verfügen – in der Regel gibt es bei denen nichts zu pfänden.

Welche sind die häufigsten Anliegen der Klienten, die zu Ihnen kommen?

Zu mir kommen einerseits die Gläubiger, die mir den Auftrag geben und sich Geld zurückholen wollen, und andererseits diejenigen, die ihre Schulden begleichen wollen, Ratenzahlung beantragen oder Beratung brauchen. Die meisten Schulden, die den Leuten entstehen, sind Konsumschulden: zum Beispiel durch Versandhausbestellungen, die nicht gezahlt werden können oder Handyrechnungen, die manchmal 3000 bis 4000 Euro betragen. Keine Ahnung, wie so was zustande kommt.

Wie würden Sie die Menschen beschreiben, die in solche Schwierigkeiten gekommen sind?

Da kann man schlecht allgemeine Aussagen machen, das geht durch alle Schichten und Altersstufen. Bei alten Leuten ist es allerdings so, dass sie ihre Schulden meist schon ihr ganzes Leben mit sich schleppen. Und auffällig ist schon, dass heute verstärkt Menschen ohne Ausbildung herkommen, da sie meistens auch keine Arbeit haben und von Hartz IV leben. Da ist es manchmal kaum möglich, keine Schulden zu machen.

Gibt es bei denen überhaupt noch etwas zu pfänden, wenn sie so hoch verschuldet sind?

Eher weniger. Die haben ja in der Regel nur das Allernotwendigste zum Leben. Hier in Neukölln sind oft auch Alkoholiker betroffen, die haben dann vielleicht ein Bett und in der Küche eine Spüle, wenn es hoch kommt noch einen Kühlschrank – das war es dann. Früher hatten die Leute häufiger auch noch wertvolle Möbel aus Holz, heute sind das oft sehr günstige Sachen – wenn jemand einen Schrank für 200 Euro kauft, lohnt es sich nicht, den zu pfänden, denn ich müsste ihn ja auch noch abbauen, abtransportieren und lagern lassen. Falls er dann für 30 Euro versteigert werden kann, sind die Kosten für den Aufwand vorher viel zu hoch.

Manche Gegenstände wie Radio oder Fernseher sind gesetzlich vor der Pfändung geschützt, weil sie für die Ausübung des Berufes oder eine »bescheidene Lebensführung« benötigt werden. Gibt es Ihrer Meinung nach ein Recht auf einen bestimmten Besitz?



Meine Ansicht dazu spielt bei der Arbeit eigentlich kaum eine Rolle: Wenn ein Gläubiger sagt, er will den Computer eines Schuldners gepfändet haben, muss ich das in der Regel durchsetzen.

Haben Sie jemals Hemmungen gehabt, mit Ihrer Arbeit in das Eigentum anderer Leute einzugreifen?

Wenn ich den Eindruck habe, dass es sich dabei nur um eine Schikane des Gläubigers handelt, versuche ich schon, zwischen Gläubiger und Schuldner zu vermitteln. Es gab zum Beispiel ein Mal den Fall einer Familie mit einem sehr alten Auto, das ich pfänden sollte. Der Vater war stark gehbehindert und die Mutter brauchte das Auto zum Einkaufen, sie war ziemlich auf sich allein gestellt. Da konnte ich dann beim Gläubiger erreichen, dass die Familie das Auto behalten darf.

Verfolgt Sie das Schicksal der Schuldner manchmal noch nach Feierabend?

Nein, dafür mache ich das jetzt einfach schon zu lange.

Sind Sie jemals von Schuldnern bedroht worden?

Körperlich ist das nur einmal passiert, da wurde ich von einem psychisch nicht ganz gesundem Mann mit einem Messer bedroht. Verbale Bedrohungen kommen öfter vor – es prallen ja auch ziemlich unterschiedliche Meinungen aufeinander. Wenn die Schuldner allerdings einmal erlebt haben, was alles möglich ist, und Zwangsmaßnahmen wie das Aufbrechen der Wohnung zur Pfändung am eigenen Leib miterlebt haben, sind sie in der Regel dann schon bereit, mitzuarbeiten.

MIT HAUT UND HAAREN

DEINE ORGANE GEHÖREN DIR? NA JA, NICHT SO GANZ. AUCH EIN PAAR ANDERE WOLLEN DA MITREDEN. DAS FLUTER SCHAUBILD ERKLÄRT, WAS DU MIT DEINEM KÖRPER MACHEN KANNST UND WAS NICHT.

SAMMLUNG: FABIAN DIETRICH / ZEICHNUNG: ALEX JAHN



GEHIRN

Der Konsum von Drogen steht in Deutschland nicht unter Strafe. Der Staat verbietet den Besitz illegaler Betäubungsmittel.



HAARE

Im Gegensatz zu den Organen ist die Spende von Haaren kein Problem. Eine gute Perücke aus europäischem Haar kostet etwa 4.000 Euro. Allerdings haben nur die wenigsten Menschen geeignete Haare. Meistens kaufen Perückenmacher sowieso in Indien ein.



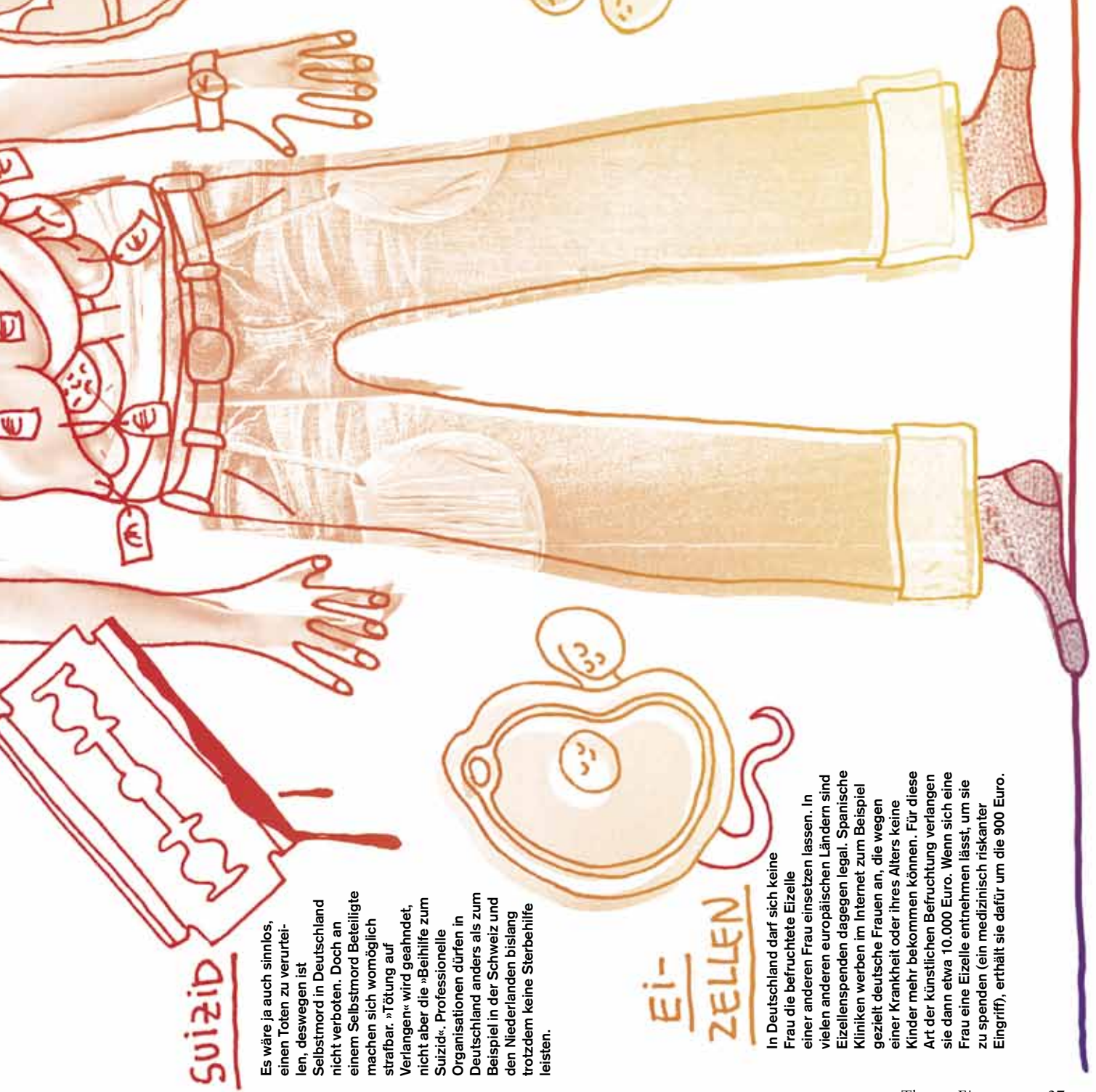
DNA

Die amerikanische Firma Decode Genetics erhielt in den 90er-Jahren die exklusiven Rechte von der isländischen Regierung, den Genpool der Bevölkerung auszuwerten. Fast 300.000 Menschen wurden so zu unfreiwilligen Helfern für die Entwicklung neuer Medikamente. In Deutschland wäre so was nicht erlaubt.

ORGANE

Organe können entweder zu Lebzeiten (Niere, Leber) oder nach dem Tod (z. B. Herz) gespendet werden. Wenn der verstorbene keinen Organspendeausweis hat, müssen die Angehörigen nach seinem mutmaßlichen Willen handeln. Schätzungen aus den USA zufolge könnte man mit einer in ihre Einzelteile zerlegten Leiche etwa 250.000 Dollar verdienen. Das Transplantationsgesetz verbietet in Deutschland jedoch jeden materiellen Vorteil bei Organspenden. Spenden zu Lebzeiten sind deswegen nur an Verwandte, Lebenspartner oder Menschen möglich, mit denen der Spender »persönlich verbunden« ist. Eine Kommission überprüft, dass diese Verbundenheit nicht ganz einfach aus Geld besteht.





SUIZID

Es wäre ja auch sinnlos, einen Toten zu verurteilen, deswegen ist Selbstmord in Deutschland nicht verboten. Doch an einem Selbstmord Beteiligte machen sich womöglich strafbar. »Tötung auf Verlangen« wird geahndet, nicht aber die »Beihilfe zum Suizid«. Professionelle Organisationen dürfen in Deutschland anders als zum Beispiel in der Schweiz und den Niederlanden bislang trotzdem keine Sterbehilfe leisten.



EI-ZELLEN

In Deutschland darf sich keine Frau die befruchtete Eizelle einer anderen Frau einsetzen lassen. In vielen anderen europäischen Ländern sind Eizellenspenden dagegen legal. Spanische Kliniken werben im Internet zum Beispiel gezielt deutsche Frauen an, die wegen einer Krankheit oder ihres Alters keine Kinder mehr bekommen können. Für diese Art der künstlichen Befruchtung verlangen sie dann etwa 10.000 Euro. Wenn sich eine Frau eine Eizelle entnehmen lässt, um sie zu spenden (ein medizinisch riskanter Eingriff), erhält sie dafür um die 900 Euro.



FÖTUS

Abtreibung ist in Deutschland verboten, allerdings straffrei, wenn sie vor der zwölften Schwangerschaftswoche und nach ausführlicher Beratung von einem Arzt vorgenommen wird. Wenn die körperliche und seelische Gesundheit der Frau bedroht ist, darf sie unter Umständen auch später abtreiben.



SPERMA

Samenspenden sind im Gegensatz zu Eizellenspenden bei uns erlaubt. Samenbanken zahlen dafür ungefähr 100 Euro. Allerdings setzen sich immer mehr der etwa 100.000 Spenderkinder in Deutschland dafür ein, dass anonyme Samenspenden verboten werden. Ihr Argument: Sie möchten ein Recht darauf haben, ihre familiäre Herkunft zu kennen.

Bodenlos

Große Konzerne aus landarmen Staaten pachten riesige Anbauflächen in Entwicklungsländern wie dem Sudan oder Madagaskar, um die Lebensmittelversorgung ihrer eigenen Bevölkerung zu sichern. Aber was bleibt den Menschen dort?

Text: Arne Semsrott

Im Januar 2009 hängt eine schwarze Rauchwolke über der madagassischen Hauptstadt Antananarivo. Die Gebäude zweier regierungsnaher Fernsehsender brennen, Supermärkte sind geplündert, das Gefängnis gestürmt. Auf den Straßen bekämpfen sich Militärs und Demonstranten. Manche der Aufständischen haben sich mit Steinen und Stöcken bewaffnet und marschieren auf den Regierungssitz zu. Bis zu 80.000 Menschen protestieren, sie fordern den Rücktritt des Präsidenten Marc Ravalomanana. Auf einem Laster stehend ruft der

Bürgermeister Antananarivos, Andry Rajoelina ihnen zu: »Nirgendwo auf der Welt hat das Militär es je geschafft, die Macht der Bevölkerung zu brechen. Wir machen weiter. Selbst wenn sie Hilfe aus dem Ausland holen, um mich zu beseitigen!«

Es geht um alles, in diesen Tagen. Madagaskar ist ein von wirtschaftlichen Problemen gebeuteltes Land, mehr als 70 Prozent der Einwohner leben unterhalb der Armutsgrenze, 14 Prozent der Menschen sind unterernährt. Die Demonstranten werfen dem Präsidenten vor, sich selbst zu bereichern. Einige von ihnen haben

von dem Abkommen gelesen, das die Regierung mit Daewoo geplant hat. Für einen Bruchteil des in Südkorea üblichen Preises bekommt der südkoreanische Konzern etwa die Hälfte der Ackerfläche der Insel, 1,3 Millionen Hektar – gepachtet für 99 Jahre. Ein Gerücht geht um: Der Präsident hat das Land verkauft. Mindestens 28 Personen sterben bei den Unruhen, mehr als 200 werden verletzt. Dann schließt sich das Militär den Aufständischen an – Marc Ravalomanana ist gestürzt.

Die Revolution in Madagaskar ist die bislang schwerste politische Krise,

BRENNENDE STADT: Im Januar 2009 protestierten die Menschen in der Hauptstadt von Madagaskar gegen den Ausverkauf ihres Landes





MACHTWECHSEL: Der Bürgermeister von Antananarivo beteiligte sich an den Demonstrationen, die zum Sturz der Regierung führten

die das sogenannte Land-Grabbing (auf Deutsch: Landraub) nach sich zieht. Dabei werden auch in anderen armen Ländern Ackerflächen im großen Stil an ausländische Konzerne verpachtet und verkauft. Seitdem im Jahr 2008 die Lebensmittelpreise auf der ganzen Welt innerhalb weniger Monate dramatisch anstiegen – eine Entwicklung, die unter anderem auf den Biospritboom zurückgeführt wird – kaufen einige Staaten außerhalb ihrer Grenzen Land, um unabhängig von den Marktschwankungen zu sein und ihre Lebensmittelversorgung langfristig zu sichern. Ägypten, Saudi-Arabien und die Vereinigten Arabischen Emirate gehören dazu, aber auch China und Südkorea, die gemessen an der Bevölkerungszahl nur über knappe Ackerlandressourcen verfügen. Ihr Ziel: fruchtbare Böden im Kongo, in Kambodscha, im Sudan, in Madagaskar. Der Wettlauf um die Äcker der Armen hat begonnen.

Schon lange vor den Ereignissen in Madagaskar berichtete die Nichtregierungsorganisation Grain vor derartigen Praktiken. Sie warnte: Durch den Landkauf würden Kleinbauern aus den verpachteten Regionen vertrieben und ihrer Existenz beraubt, die Böden durch industrielle Nutzung zerstört und der Hunger der Einhei-

mischen letztlich sogar vergrößert, da die angebauten Nahrungsmittel in die Heimatländer der Unternehmen exportiert werden.

Doch manche Entwicklungsländer machen sich trotz alledem auf die Suche nach Käufern für ihre Böden. Das Investitionsministerium des Sudan beispielsweise plant, insgesamt 880.000 Hektar an arabische und asiatische Investoren zu verpachten, rund die dreifache Fläche des Saarlandes. Bereits mit sieben Staaten hat der Sudan Pachtabkommen geschlossen, die oftmals die Bedingung enthalten, dass die Ausländer in die marode Landwirtschaft investieren müssen. Auch in Madagaskar versprach sich der Präsident von dem Deal mit Daewoo Vorteile: Arbeitsplätze für die einheimische Bevölkerung.

Die Weltbank und die Ernährungsorganisation der Vereinten Nationen (FAO), im vergangenen Jahr noch begeistert von den »Win-win-Perspektiven« der Agrarinvestments, warnen inzwischen vor den möglichen Folgen der Landpachtungen und sprechen sogar von einer neuen Form des Kolonialismus. Damit sich derartige Ge-

schäfte auch für die Entwicklungsländer lohnen, müssten Einheimische ausgebildet und an der Arbeit sowie den Ernten der Landwirtschaft beteiligt werden.

Auch der Chef des Welternährungs politik-Instituts IFPRI, Joachim von Braun, hat Bedenken. »Es ist ein unhaltbarer Zustand, wenn nun etwa in Entwicklungsländern Getreidelaster für den Export an hungernden Menschen vorbeirollen«, sagte er in einem Interview mit der »Zeit«. Das Welternährungsprogramm WFP unterstützt derzeit rund 5,6 Millionen Menschen im Sudan – so könnte es zur perversen Situation kommen, dass das Land Nahrungsmittel exportiert und gleichzeitig auf Auslandshilfen angewiesen ist.

Mit dem Wettlauf um billiges Land nehmen jedoch auch die Proteste zu. So konnten kürzlich philippinische Aktivisten verhindern, dass China eine 1,24 Millionen Hektar große Ackerfläche pachtet. Solange die Mehrheit der Bevölkerung ohne Landbesitz leben müssten, sei ein solches Abkommen unrechtmäßig und unmoralisch, argumentierten sie.

Für die oftmals undurchsichtigen und komplizierten Landkäufe fordern Ernährungsexperten seit Längerem internationale Verhaltensregeln. Im Sommer 2009 gaben die Staaten der G8 auf Initiative Japans, dem weltweit größten Nahrungsimporteur, eine Erklärung zur Lebensmittelsicherheit ab. Sie ist allerdings unverbindlich. Land-Grabbing verhindern wird sie in Zukunft also nicht – die nächsten Aufstände auch nicht. ●

Auch in Südamerika kämpfen indigene Völker um ihr Land.
fluter.de/thema

Arne Semsrott (21) gewann 2007 beim SPIEGEL-Schülerzeitungswettbewerb. An seiner Schule durfte er das Blatt aber nicht verkaufen, woraufhin er ein Dixi-Klo aufstellte und die Schülerzeitung von der Klobrille weg verkaufte. Draußen hing ein Plakat mit der Aufschrift: »Schülerzeitungsverbot? Da schieß ich drauf!«

»Zu viel Eigentum verstopft spirituell«

**Astrid (41) lebt
seit zwölf Jahren
in der Kommune
Niederkaufungen
und teilt fast alles
mit anderen**

Interview: Hanna Engelmeier

Warum hast du dich entschieden, in die Kommune zu ziehen?

Ich hatte eigentlich schon immer den Wunsch nach einem sozialen und ökologischen Projekt, das ein dauerhaftes Lebenskonzept ist, auch weil ich mich in meinem Beruf und mit den gesellschaftlichen patriarchal-kapitalistischen Spielregeln oft sehr entfremdet gefühlt habe. Im Studium hatte ich Freunde, mit denen ich immer wieder überlegt habe, eine Art von Gemeinschaft zu gründen. Dann habe ich zum ersten Mal von der Kommune gehört.

Wie war dein Leben vorher strukturiert, was sind die größten Unterschiede zum Leben in der Kommune?

Vorher habe ich oft in WGs gewohnt, meistens aber zusammen mit anderen Studierenden, das hatte dann meist keine große Dauer. Ich habe auch einmal allein gelebt, und mich nur langsam an die Kommune angenähert. Die Unterschiede zwischen Kommune und einem Leben in einem normalen Miets- haus sind aber so zahlreich - es gibt eigentlich kaum Gemeinsamkeiten. Ein bisschen ist es, als würde eine Mehr-Generationen-Großfamilie auf einem Hof leben.

Welche Rolle spielt Geld in der Kommune?

Geld spielt eher nach außen eine Rolle. Intern gibt es keinen Geldverkehr. Das ist eine große Erleichterung, denn ich muss mir um Geld wenig Gedanken mehr machen. Mein Leben besteht aus Beziehungen zu anderen Menschen, und nicht aus Konsum. Ich habe trotzdem neben dem Gemeinschaftskonto noch ein eigenes Konto. Andere Kommunardinnen haben aber auch das aufgegeben.

Wie kann man sich die Gemeinschaftskasse vorstellen: gibt es in einem Büro eine alte Keksdose, aus der man sich bei Bedarf bedient?

So ähnlich. In der Verwaltung gibt es eine Schublade, aus der man sich bedient. Allerdings werden alle Ausgaben eingetragen, mit Zweck und Summe. Größere Ausgaben von über 150 werden auch öffentlich am Schwarzen Brett angekündigt. Für die Einnahmen der Betriebe, die zur Kommune gehören, gibt es aber auch noch einen Tresor.

Was bedeutet dir Eigentum?

Die Lebensqualität hier entsteht durch positive Beziehungen, nicht durch Besitz oder Eigentum. Besitz ist aber trotzdem wichtig - ich habe hier mehr, als ich brauche oder nutzen kann. Ich bin auch schon eine Sammlerin, ich neige dazu, Dinge anzuhäufen.



Das erklärte Ziel der Kommune ist es, die Gemeinwirtschaft zu verändern. Wie siehst du den Erfolg dieses Anspruchs?

Niederkaufungen allein ist eher unbedeutend. Wir sind zwar in inter-essierten Kreisen sehr bekannt, aber die meisten können sich dann doch nicht entscheiden, auch so zu leben. Am ehesten sehe ich in Netzwerken zwischen vielen Gruppen und sozialen Bewegungen gesellschaftliches Veränderungs- potenzial. Die Kommune Nieder- kaufungen kann nur ein Beispiel dafür sein, wie es unter günstigen Bedin- gungen möglich ist, anders zu leben als die Mehrheit.

Gibt es einen Teil deines Besitzes, den du mit niemandem teilen würdest?

Die Kiste mit meinen Liebesbriefen und mein Tagebuch. Die meisten anderen Sachen würde ich schon ausleihen.

Gibt es irgendetwas, das du wie wir Nichtkommu- narden konsumierst?

Das Konsumverhalten hier ist einfach anders, es ist weniger Kompensation. Trotzdem kaufe ich mir manchmal eine neue Jeans und natürlich gehen wir auch mal ins Kino, tanzen oder ein Eis essen. Aber Konsum ist keine Ersatzbefriedigung.

Ein Kommentar zu: »Eigentum verpflichtet«, bitte.

Das stimmt. Juristisch. Moralisch. Eigentum ist auch eine Verantwortung zu spenden, zum Feiern, Schenken und sich um andere zu kümmern. Zu viel angehäuftes Eigentum verstopft spirituell. Wenn man hingegen Reich- tum teilt, bringt das Freude.

Der Status-Krieg

Manchmal reichen schon die falschen Klamotten, um alt auszusehen

Text: Marc Fischer

Illustration: Jindrich Novotny

Manche Typen liegen immer richtig; mit dem, was sie sagen, mit dem, was sie tragen, mit dem, was sie haben.

Manche Typen liegen immer falsch. Sie sind blind gegenüber den Gesetzen, die andere gemacht haben – den Gesetzen des Hip, die darüber entscheiden, wer geachtet wird und wer nicht.

Mein Schulkollege Bastian Schultz war so ein Typ, der immer falsch lag. Mitte der Achtziger teilten wir uns an einem Hamburger Gymnasium einen Tisch. Bastian war weder ein Arsch noch ein Dummkopf, hatte aber trotzdem einen schweren Stand in der Klasse. Er war sehr blass, hatte auf der Nase eine Warze, sein Haar war so hellblond, fast weiß. Seine Mutter hatte ihn erst spät bekommen; beide älteren Brüder, die Bastian sonst gehabt hätte, waren früh gestorben. Als er in die Mittelstufe kam, waren seine Eltern fast Greise.

Ziemlich genau so kleideten sie ihn auch: Während die meisten von uns mit ihren Marc-O-Polo-Pullis, Boss-Polohemden und Bootsschuhen ausahen, als seien sie Golfprofis oder wären bei der Sparkasse angestellt, lief Bastian in Cordhosen, Mephisto-Schuhen und C&A-Hemden herum. In einer Zeit, in der Fünfzehnjährige mit Samsonite-Aktenkoffern in die Schule kamen, wirkte er wie ein Rentner. Das war dann auch sein Spitzname, mit dem die Klasse ihm hinterher-schrie.

»He, Bastian – reicht die Pension, auch wenn man nie gearbeitet hat?«

»He, Bastian – stimmt's, dass du umsonst in den Zoo und ins Museum darfst?«

»He, Bastian – heute ganz ohne Krücken?«

Er ertrug es, recht lang. Er versuchte so zu tun, als störe es ihn nicht. Er versuchte besonders schlau und gebildet (Bibelzitate, die keiner kannte, oh no!) zu kontern. Er versuchte so zu tun, als höre er all das nicht.

Selbst Steffi, die sonst Opfer No.1 war, musste schallend lachen

Dann aber, eines Tages, entschied er, dass nun Schluss sein müsse. Ich glaube, es war wegen der Mädchen. Er wollte vor ihnen nicht länger der Geprügelte sein. Irgendwie war es ihm gelungen, seine Eltern zu überreden, ihn vom Beamtengehalt seines Vaters bei Peek & Cloppenburg in der Innenstadt frisch einzukleiden,

einen ganzen langen Samstag lang. So stand er eines Montagmorgens in Boss-Jeansjacke, gelbem Lacoste-Polohemd, Edwin-Jeans und Saks-Slippern vor uns. Auch einen Aktenkoffer trug er bei sich, wenn auch nicht von Samsonite. Ein neuer, hipper Bastian.

Nie wieder im Leben, auch später nicht, habe ich so ein schallendes Gelächter gehört. Selbst Steffi Müller, die Dicke mit den Pusteln im Gesicht, die sonst Opfer No. 1 war, konnte sich kaum auf dem Stuhl halten.

Es war ein brutales soziologisches Schauspiel, eine Art gesellschaftliche Hinrichtung. Bastian hatte alles falsch gemacht, was man falsch machen konnte: Er hatte sich vom Druck der Klasse besiegen lassen und seine Identität aufgegeben. Mag sein, dass er nach damaligen Standards die »richtigen«, also statusversprechenden Kleider trug – an ihm aber wurden sie zu »falschen«, statusvermindernden Kleidern. Weil Status nie verzweifelt daherkommen darf, wenn er funktionieren soll – sondern immer lässig und selbstverständlich und selbst gewählt.

Bastian wurde ein anderer, nachdem das passiert war; nachdem er versucht hatte, um jeden Preis dazuzugehören. Ein paarmal zog er die Kleider noch an, wohl seinen Eltern zuliebe, dann aber, als er älter wurde, trug er nur noch Schwarz, wie Johnny Cash. Er fing an zu rauchen, traf sich nur noch mit Außenseitern und trank so viel Bier, dass er einen Wabbelbauch bekam. Er las Enzensberger und schrieb Gedichte, eins davon, ein ganz düsteres, wurde sogar mal auf einem Schulfest verlesen. Das Letzte, was ich von ihm hörte, war, dass er so eine Art Underground-Bohème für sich ausprobierte.

Ich weiß nicht, wie's ihm heute geht, ob er Geld hat oder eine Frau und Kinder, aber wenn man ein bisschen romantisch veranlagt ist, kann man's natürlich auch so sehen: Nachdem Bastian den Status-Krieg verloren hatte, wurde er cool. ●

Marc Fischer (36) wohnt mittlerweile in Berlin, wo es nicht ganz so wichtig wie in Hamburg oder München ist, was man trägt.

DAS LETZTE HEMD: Erst ganz am Schluss fand Bastian seinen eigenen Stil. Er rannte rum wie Johnny Cash – oder auch nicht



In Ketten

Wie Menschen zum Eigentum anderer Menschen wurden – eine kurze Geschichte der Sklaverei

Text: Robert Reick



Der Tod tritt nur langsam ein. Die Kreuzigung ist eine der qualvollsten Hinrichtungsarten, und kaum eine wirkt so abschreckend. 6.000 Kreuze säumen an diesem sonnigen Tag die Via Appia, Sterbende neben Toten. Die Handelsstraße zwischen Rom und dem Sklavenhafen Brindisi ist erfüllt von Wehklagen. Die verbliebenen Aufständischen hauchen ihre Leben aus.

Spartakus, ihr Anführer, der bekannteste Sklave der Geschichte, muss das schon nicht mehr hören. Über ein Jahr, seit 73 v. Chr., hatte der thrakische Gladiator ein bis zu 70.000 Mann starkes, wütendes Sklavenheer kreuz und quer über die Apenninhalbinsel geführt. Der größte Aufstand in der Geschichte der Sklaverei. Trotzdem vergeblich: Wer nicht – wie Spartakus – in der Schlacht vor Brindisi fällt, wird gekreuzigt.

Dass Rom mit derart roher Gewalt auf den Aufstand reagiert, hat seinen Sinn. Gewalt scheidet, nicht nur in Rom, frei von unfrei. Bürger zahlen Geldstrafen, Sklaven erleiden Körperstrafen. Durch Gewalt wird das selbstbestimmte Individuum zur Ware. Brutal wird der Versklavte herausgerissen aus seiner Selbstbestimmung, seiner Identität, Heimat und Familie, wird seiner Kultur, meist auch Religion und Sprachgemeinschaft entfremdet.

All das ist in der klassischen Antike längst Usus. Bis zur Szene entlang der Via Appia hat es unzählige Sklavenhalter-Gesellschaften gegeben. Es unterjochten die Azteken und Tupinamba in Südamerika, die Wikinger und Germanen in Europa, die Koreaner in Asien, die Maori in Polynesien und in Nordamerika die Cherokee. Das kriegerische Sparta, das demokratische Athen.

Wege in Sklaverei und Leibeigenschaft existieren viele: Strafsklaven sind eines Unrechts wegen zur Sklaverei verurteilt. Schuldnechte haben sich am Ende ihres wirtschaftlichen Ruins selbst veräußert – oder wurden von der Verwandtschaft verhökert. Kinder von Sklaven sind Sklaven. Und Kriegssklaven die gezielte Beute von brutalen Überfällen auf fremde

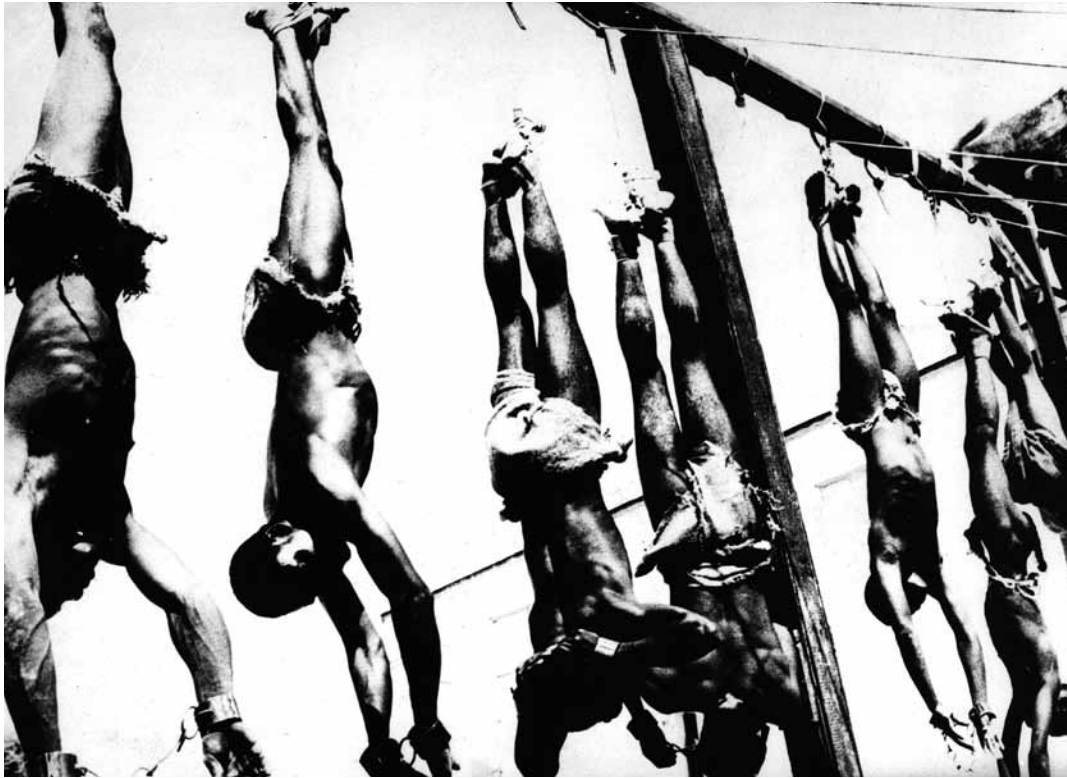


Bild linke Seite:
Ein Stich aus dem Jahr 1805 zeigt den Menschenhandel in der Karibik

Bild auf dieser Seite:
Manche Sklaven, die Mitte des 19. Jahrhunderts in den USA eintrafen, wurden an den Füßen aufgehängt, um »ihnen den Fluchtkomplex auszutreiben«

Völker. Je nachdem, wie wichtig ein motiviertes Mitarbeiten der Sklaven ist, schaffen Gesellschaften Anreizsysteme, von kleinen Freiräumen über Hierarchien bis zur Freilassung qua Verdienst. Manche Kulturen versklaven lieber Fremde, andere aus ihrer Mitte heraus. Wo jedoch viele Sklaven gebraucht werden – wie auf Plantagen – wird dieser Bedarf durch Jagd und Handel im großen Stil gedeckt.

Die Grundlagen für die transatlantische Sklaverei werden schon um das Jahr 1420 geschaffen: Neue nautische Technologien lassen besonders die Portugiesen immer weiter auf den Atlantik hinaus segeln. Die Azoren locken. Dort legen sie ab etwa 1450 mit deutschem und genuesischem Kapital, mit sizilianischen Agrarspezialisten und mit afrikanischen Sklaven sehr erfolgreich Zucker-Plantagen an. Mit ihren überlegenen Segelschiffen zapfen die Portugiesen ab 1475 erstmals den afrikanisch-arabischen Sklavenmarkt vom Südwesten aus an. Sie kaufen Gold in Ghana, Gewürze in Indien und Sklaven in der Bucht von Benin und dem Nigerdelta. Nach der Entdeckung »Westindiens« sind die

Portugiesen wieder die Ersten beim transatlantischen Sklavenhandel. Es folgen Holland, Frankreich, England.

Die Seefahrer Europas profitieren vom Menschenhandel – weil sie selbst zuvor so wenig gehandelt worden waren. Denn im neunten Jahrhundert war Mitteleuropa in keiner anderen Situation als Schwarzafrika: Lieferzone des arabischen Sklavenmarktes. Von Italien und Spanien aus versklaven islamische Emirate Anrainer. Vom Osten fallen die Ungarn ein und aus dem Norden greifen Wikinger Mitteleuropäer an. Mit viel Glück entwickelt in dieser Zeit das große Franken-Reich genau die schützende Stabilität, die Afrika zur selben Zeit abgeht. Dort breitet sich die ständige Sklavenjagd kulturzerfressend aus.

1235 formuliert der »Sachsenspiegel« als erstes Rechtsbuch Unfreiheit als Unrecht. Es dauert – wie die transatlantische Sklaverei zeigt – trotzdem Jahrhunderte, bis sich diese Vorstellungen durchsetzen. Als dann im 19. Jahrhundert Engländer und Franzosen gegen verbliebene Formen von Sklaverei ankämpfen – und beispielsweise über 1200-mal Sklavenschiffe

auf dem Atlantik abfangen, sind sie nicht nur vom Geist der Aufklärung gelenkt. Es ist wie im Amerikanischen Bürgerkrieg: die Opposition gegen Sklaverei ist nicht nur durch Mildtätigkeit bestimmt, sondern auch durch den Kampf gegen eigene Standortnachteile.

Heute erlaubt kein Rechtssystem der Erde die Sklaverei noch, sie ist in Artikel 4 der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte verboten, doch sie gedeiht weiter. Es sind nicht nur die Kindersklaven Indiens, die Kindersoldaten afrikanischer Warlords, mitten in Westeuropa werden Frauen aus Osteuropa und Afrika Opfer von Zwangsprostitution, in China werden Köche angeworben, die in deutschen Asia-Restaurants gefangen gehalten und ausgebeutet werden. Es scheint, als sei der Kampf gegen die Sklaverei noch nicht zu Ende. ●

Informationen zum heutigen
Sklavenhandel:
www.antislavery.org
www.amnesty.de



Behalts für dich

Fotos: Sibylle Fendt



Ein unaufgeräumtes Zimmer hat jeder mal. Bei Messies ist das Chaos in der Wohnung aber keine Nachlässigkeit, sondern Symptom einer Zwangskrankheit.

In den Schränken und auf dem Fußboden wuchert das Eigentum wie ein Tumor. Türme aus Töpfen, Büchern, Kleidung, Essen und Müll werden zum Abbild, das im Innenleben irgendwas nicht stimmt. Die Ursachen für diese Krankheit sind noch nicht geklärt. Oft wird das Messie-Syndrom von einer schweren Depression begleitet, manche der Betroffenen haben in ihrer Kindheit traumatische Situationen erlebt – es

gibt aber auch Neurologen, die vermuten, dass es sich um ein physikalisches Problem handelt, bei dem gewisse Verbindungen im Gehirn blockiert sind. Messies sind gefangen in dem Gedanken, dass sie einen Gegenstand vielleicht doch noch brauchen könnten. Die meisten Betroffenen schämen sich für die Unordnung in ihrer Wohnung und versuchen sie vor anderen zu verstecken.

Die Fotografin Sybille Fendt wurde trotzdem hereingelassen. Sie hat in ihrer Fotoreportage das Chaos schonungslos dokumentiert. Selbstverständlich mit Einwilligung derjenigen, die es verursacht haben.



Die Fotografin Sibylle Fendt (35) hat für ihre Diplomarbeit an der Fachhochschule Bielefeld Messies in ganz Deutschland besucht, die sie in Selbsthilfegruppen traf



Die Menschen auf den Fotos wollen anonym bleiben,
aber durch ihre Mitwirkung an der Porträtserie auf ihr
Problem aufmerksam machen

Her damit

Enteignungen gibt es nicht nur in sozialistischen Ländern, sondern auch in Deutschland. Zum Beispiel, wenn Autobahnen, neue Deiche oder Eisenbahnlinien gebaut werden sollen. Legal ist das hierzulande nach dem Grundgesetz: Artikel 14 regelt, dass die Eigentümer angemessen entschädigt werden und Enteignungen »dem Wohl der Allgemeinheit« dienen müssen. Genau hier liegt aber das Problem. Denn was »zum Wohle der Allgemeinheit« ist und was nicht, ist oft nicht klar. Ein Überblick über erfolgreiche und verhinderte Enteignungen

Sammlung: Arne Semsrott

Auto-Teststrecke

Boxberg, Baden-Württemberg, 1987



Daimler-Benz will eine Teststrecke für seine Autos bauen, dafür müssen einige Einwohner des Dorfes ihre Grundstücke aufgeben

Protest Erfolgreiche Klage einer Bürgerinitiative: Die Interessen eines privaten Unternehmens dürfen durch Enteignungen nicht durchgesetzt werden, befand das Bundesverfassungsgericht

Landenteignungen nach 1945

ehemalige DDR, 1992



Nach dem Zweiten Weltkrieg beschließt die sowjetische Militäradministration eine Bodenreform in ihrer Besatzungszone, um die Landwirtschaft zu fördern. Viele Ländereien bekommen neue Eigentümer. Die Regierung unter Helmut Kohl macht diese Bodenreform nach der Wiedervereinigung rückgängig. Rund 70.000 Erben der Neubauern werden entschädigungslos enteignet

Protest Klagen der Geschädigten vor dem Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte werden abgelehnt

Braunkohletagebau, Garzweiler II

Nordrhein-Westfalen, seit 1995



Bagger reißen ganze Ortschaften ab, um den Braunkohletagebau Garzweiler zu vergrößern. Die Bewohner werden umgesiedelt

Protest Ja. Die Klagen wurden aber in verschiedenen Instanzen abgelehnt

Airbus-Landebahn-Verlängerung

Hamburg, 2004



Airbus verspricht der Stadt Hamburg 400 Arbeitsplätze im Gegenzug für das Recht, seine Flugzeuglandebahn im Süden Hamburgs ausbauen zu dürfen. Dafür müssen allerdings auch viele Obstbauern der Region weichen, die dem Flugzeugwerk im Weg sind

Protest Klagen von Obstbauern wurden abgelehnt. Nach wochenlangen Protesten verkauften schließlich die meisten Eigentümer unter der Drohung von Enteignung ihre Grundstücke

Autobahn A94

Isental, Bayern, seit 2008



Für rund 45 Millionen Euro lässt der Freistaat Bayern die Autobahn A94 im Isental ausbauen. Für die Verlängerung der Fernverkehrsstraße droht ansässigen Bauern die Enteignung

Protest Ja. Alle Klagen wurden bisher abgelehnt

Hypo Real Estate

München, 2009



Die Bank Hypo Real Estate droht wegen der Finanzmarktkrise pleitezugehen. Weil sie mit Steuermilliarden gerettet wird, macht die Regierung es per Gesetz möglich, die Bank »zum Wohle der Allgemeinheit« zu verstaatlichen, um die Kontrolle über die Verwendung der Steuergelder zu erlangen. Dies ist aber gar nicht nötig, da der Bund durch eine sogenannte Kapitalerhöhung Eigentümer der Bank wird

Protest Die FDP warf der Bundesregierung vor, sich am Wirtschaftsstandort zu »versündigen«

»Das Geld ist mir hinterhergelaufen«

Hans (77) hat mit Textilhandel ein Vermögen verdient und findet nicht, dass alle gleich viel besitzen sollten

Interview: Hanna Engelmeier

Wie sind Sie zu Ihrem Eigentum gekommen?

Nachdem ich etwa zehn Jahre in einer Hamburger Textilfirma gearbeitet hatte, vermachte mir der Inhaber die Firma und gab mir Startkapital. Das war so, als ob ein Gummiband gerissen wäre, das mich festgehalten hatte und jetzt in die Welt katapultierte. Ich konnte machen, was ich wollte. Ich bin sehr viel gereist, vor allem nach China. Den Chinesen konnte ich in den 60er-Jahren jeden Preis für ihre Textilien bieten, die hatten noch keine Erfahrung damit, wie die Preise in Wirklichkeit sind. In Afrika kriegte ich auch die Preise, die ich wollte. Ich kaufte immer in Fremdwährungen ein, die an Wert verloren, während die D-Mark immer weiter aufgewertet wurde. Dadurch sind die Gewinne in die Höhen geschossen. Bei mir war allerdings nie Gier im Spiel, schon als Angestellter hat mich Geld eigentlich nicht interessiert. Mir ging es vielmehr um ein geschicktes Spielen mit Zahlen – das Geld ist dabei immer mir hinterhergelaufen, nicht umgekehrt.

Bedeutet es Ihnen prinzipiell etwas, Dinge irgendeiner Art zu besitzen?

Ich habe keinen Führerschein, Autos sammle ich also schon mal nicht. Pferde züchte ich auch nicht – so was bedeutet mir nichts. Das Einzige, was mir wirklich immer sehr wichtig war, ist das Reisen. Das hätte ich aber vielleicht auch ohne großes Eigentum gekonnt.

Kann Eigentum auch belasten?

Ich sehe mich noch mit vierzehn den lieben Gott darum bitten, mir ein einfaches Leben zu bescheren: mit einer einzigen Frau, einer normalen Arbeit und ohne Eigentum, das ich verteidigen muss. Der liebe Gott wollte es mir dann so richtig zeigen, und hat mir drei Ehen, sechs Kinder, einen anstrengenden Beruf und viel Geld gegeben. Das hat mir schon manchmal Angst gemacht, es vielleicht wieder zu verlieren.

Auf welchen Teil Ihres Besitzes sind Sie am stolzesten?

Ich glaube, meiner Eitelkeit schmeichelt es schon, dass wir seit 1972 in Hamburg an der Alster wohnen, der besten Adresse in Hamburg. Ansonsten sind mir meine Häuser in der Bretagne und in England am wichtigsten – vor allem, weil ich an meine Kinder und deren Kinder denke. Für die sind die Häuser eine gute Anlage.

Wie oft am Tag überprüfen Sie Ihren Kontostand?

Nie, ich weiß den mehr oder weniger aus dem Kopf.



Hat Sie jemals jemand dazu nötigen wollen, sich für Ihr Eigentum zu rechtfertigen?

Manchmal habe ich gemerkt, dass mir das Eigentum nicht gegönnt wird, weil jemand sich selbst für mindestens genauso klug gehalten hat wie mich, aber weniger hatte. Dabei habe ich immer wieder betont, wie viel Glück bei mir in jeder Lebensphase im Spiel gewesen ist.

Legen Sie Wert auf Wohltätigkeit?

Wenn es um ein gezieltes Anliegen geht, wie zum Beispiel, dass der Eppendorfer Kirchturm einen neuen Scheinwerfer braucht oder die Schule meiner Kinder eine neue Aula – dann ja. Da habe ich dann geklotzt, weil im Förderverein ansonsten nur Kleckerbeträge zusammenkamen. Aber anonym zu spenden habe ich aufgegeben.

Fanden Sie jemals die Vorstellung attraktiv, dass alle Menschen in einer Gesellschaft ungefähr gleich viel besitzen könnten oder gar sollten?

Nein, nie. Für mich ist es so, dass wir alle verschieden sein sollten. Ohne Reibung in einer Gesellschaft wäre es langweilig. Ich hab natürlich gut reden, weil ich auf der Sonnenseite sitze – aber Sie haben mich gefragt.

Wie haben Sie versucht, Ihren Kindern einen verantwortungsvollen Umgang mit Eigentum beizubringen? Hat es Ihrer Meinung nach funktioniert?

Asche auf mein Haupt. Meine Söhne aus erster Ehe können das ganz gut, da hatte ich aber noch kein Geld. Meine anderen Kinder habe ich furchtbar verwöhnt, ich wollte ja auch beliebt sein bei denen, weil ich sie allein aufziehen musste. Charakterlich sind die aber trotzdem eins a.

Zum Mitnehmen*

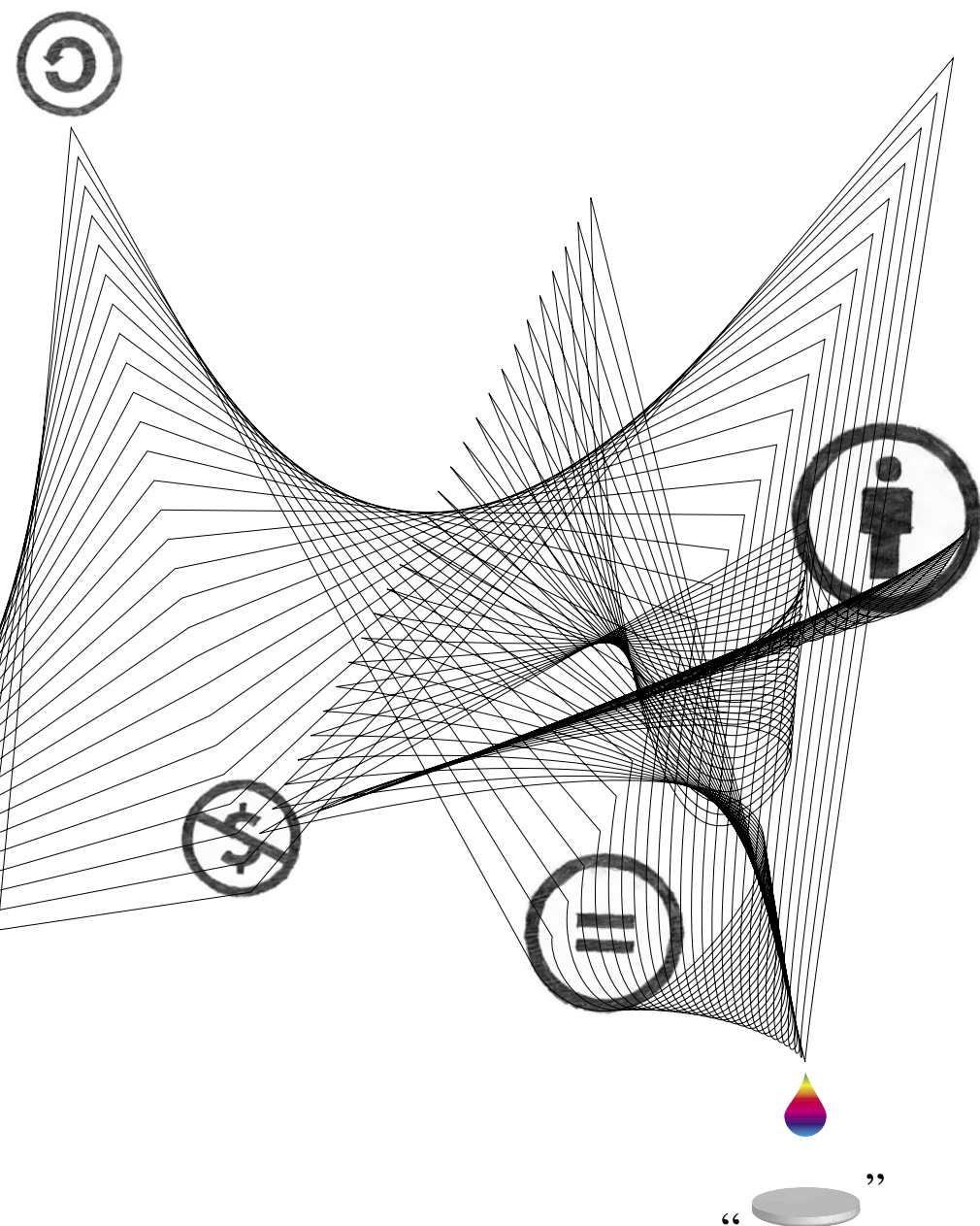


*) Auch unser Illustrator Christian Lange hat diese Arbeit unter Creative-Commons-Lizenz gestellt. Unter www.coccu.de könnt ihr euch die Datei runterladen

Texte, Bilder, Baupläne für Häuser – im Internet wird fast alles geteilt. Dank Creative-Commons-Lizenzen hat im Netz eine Renaissance des Gemeineigentums begonnen

Text: Tobias Moorstedt

Illustration: Christian Lange



Die Informationen wachsen wie ein Pilzgeflecht, lautlos, im Verborgenen. Tag für Tag fließen neue Giga- und Terrabytes aus allen Teilen der Erde hinzu, wenn Menschen wie der Fotograf Ralf-Jürgen Stilz ihre Arbeiten in den globalen Pool einspeisen. Stilz schließt die Kamera an den Computer an und lädt die Bilder auf den Rechner hoch, kontrolliert Farbwerte und Schärfe. Abschließend fügt er auf der Homepage mit ein paar Klicks eine Creative-Commons-Lizenz an. »Es fühlt sich richtig an«, sagt er.

Auf den ersten Blick ist die Lizenz eine Nebensächlichkeit, doch in dem runden Icon unter seinen Bildern, das aussieht wie ein Verkehrsschild, steckt das Potenzial für eine kleine Revolution. Konsumenten werden zu Produzenten, mit Creative-Commons-Lizenzen kann jeder bestimmen, wie andere die eigenen Fotos, Texte oder Musik nutzen dürfen – und zwar für ganz umsonst. Wikipedia, das erfolgreichste Gemeinschaftsprojekt des Internets, basiert auf diesen Lizenzen, und auch Barack Obama veröffentlicht seine Fotos auf whitehouse.gov auf diese Art und Weise. In einem der Icons ist zum Beispiel ein Strichmännchen zu sehen. Das bedeutet: Man darf das Werk nur verwenden, wenn man den Namen des Urhebers nennt. Ein durchgestrichenes Dollar-Zeichen bedeutet »Keine kommerzielle Verwendung«. Ein Ist-gleich-Zeichen verbietet die Modifikation. CC ist längst nicht mehr nur ein Konzept für Software-Programme, sondern auch für Filme, Mode und Möbel. Einige haben sogar ein freies Bierrezept ins Netz gestellt.

Alles begann im Jahr 2001, als der amerikanische Rechtsexperte Lawrence Lessig das CC-Projekt mit einigen Netzaktivisten gründete. Ihr Ziel: einen einfachen rechtlichen Standard für gemeinschaftliche Arbeiten im Internet schaffen. »Creative Commons« ist ein direkter Nachkomme der sogenannten Free-Software-Bewegung, einer Gruppe von Programmierern und IT-Forschern um Richard Stallman, die bereits in den 80er-Jahren an



DER MATERIEDRUCKER BEI DER ARBEIT: Vom Stuhl bis zur Blumenvase kommt alles Mögliche hinten raus



EIN FREIER TISCH: Ronen Kadushin verwendet relativ einfache Konstruktionen, damit seine Objekte leicht nachgebaut werden können

US-Universitäten die Software dem Zugriff von Megakonzernen und Regierungen bewahren wollten, und mehr Rechte für den Nutzer einforderten. »Als ich 2005 anfing mich mit dem Thema zu beschäftigen«, erinnert sich die 27-jährige Medienexpertin Nicole Ebber, »da handelte es sich nur um einen verschworenen Haufen von Netzaktivisten.« Im Jahr 2009 aber habe die Creative-Commons-Bewegung eine kritische Masse erlangt, sie spiele jetzt zunehmend im Medien-

Mainstream eine Rolle. Traditionelle Medien wie etwa die BBC oder der TV-Sender Al Jazeera veröffentlichen mittlerweile Texte, Videos und Bilder unter einer CC-Lizenz. Der Grund: »Ein freies Werk verbreitet sich einfach schneller und weiter«, sagt Nicole Ebber. Und an Reichweite und Zielgruppenmaximierung sind alle Medien interessiert. Wenn ein Fotograf wie Ralf-Jürgen Stilz ein Bild nur auf der eigenen Homepage veröffentlicht, versehen mit dem markigen

Vermerk »all rights reserved«, dann sehen es natürlich weniger Leute, als wenn er nur »some rights« wie etwa die kommerzielle Verwendung beschränkt, und Besucher und Google-Nutzer das Bild kopieren, weiterverschicken und bearbeiten können.

Creative Commons ist nicht gleichbedeutend mit einer Gratiskultur, sondern bildet auch die Basis für neue Geschäftsmodelle. »Mein Problem ist nicht Piraterie, sondern Unbekanntheit«, sagt der Science-Fiction-Autor Cory Doctorow, »wenn Leute meine Bücher nicht kaufen, liegt es wahrscheinlich daran, dass sie noch nie davon gehört haben und nicht daran, dass ihnen jemand eine elektronische Version umsonst gegeben hat.« Doctorow veröffentlicht seine Romane auf der Homepage unter einer CC-Lizenz. Obwohl einer der Texte mehr als 750.000 mal heruntergeladen wurde, ist die englische Ausgabe in der siebten Printauflage angekommen. »Fans übersetzen das Werk in andere Sprachen, machen Visualisierungen«, sagt Doctorow, »ich kann mich vor Aufträgen kaum retten und die Kampagne hat mich null Cent gekostet.« In der digitalen Ökonomie sind Aufmerksamkeit, Reichweite und Reputation, eine Form von Kapital, das auch in Euro und Dollar umgetauscht werden kann. Ein (gutes) Werk unter CC-Lizenz wirkt als Visitenkarte, die den Schöpfern zur Eigenwerbung und Akquise von Folgeaufträgen dient. Die Band Nine Inch Nails stellte Anfang 2008 ihr neues Album frei ins Netz. Trotzdem oder gerade deswegen wurde es zum meistverkauften Album im MP3-Store von Amazon. Innerhalb einer Woche nahmen Trent Reznor und Co mehr als 1,5 Millionen Dollar ein.

Ronen Kadushin setzt den letzten Strich unter eine Skizze eines Stuhls, schließt den Entwurf dann aber nicht auf der passwortgesicherten Festplatte ein, sondern stellt ihn frei ins Netz. Kadushin ist einer der Vorreiter der sogenannten Open-Design-Szene in Deutschland, die das CC-Prinzip nicht nur auf Dateien und Program-

me beschränken, sondern auch in der physischen Wirklichkeit anwenden will. Von Kadushin finden sich Baupläne von Kerzenständern, Stühlen und Tischen im Internet. »Ich sage den Leuten: Bitte kopiert meine Sachen. Nutzt sie. Vielen Dank.« Auf seiner Homepage findet man eine komplette Wohnungseinrichtung, man kann sich die Pläne ausdrucken und die Objekte bei metallverarbeitenden Betrieben in der Nähe herstellen lassen. Das Möbeldesign ist umsonst – sofern man es für nicht kommerzielle Zwecke, also Essen, Wohnen, Leben benutzt. Wenn eine Galerie einen Stuhl oder eine Lampe von Kadushin in Kleinserie herstellen will, dann muss sie Kontakt mit ihm aufnehmen, und sie vereinbaren eine Aufteilung des Profits. »Meine Entwürfe bestehen aus so wenigen Teilen wie möglich«, sagt Kadushin, »so ist das Design zugänglicher. Die meisten Leute verändern etwas, wenn sie die Möbel herstellen lassen, das Material oder die Farbe.« Die Eitelkeit früherer Designergenerationen, die ihr Werk schützten und vor Produktkopien warnten, ist ihm fremd. »Ich finde das gut. Ich profitiere ja auch vom Input der Nutzer.«

Die technologische Revolution hat die Beziehung zwischen Produzent und Konsument auch in der Musik verändert. Früher stand zum Beispiel ein Sänger oben auf der Bühne (oder im teuren Plattenstudio), weit entfernt von seinen Fans. Heute hören diese sich die Musik nicht nur passiv an, sondern suchen, kopieren, teilen und verändern die Songs auf **Open-Music**-Seiten. »Wenn ein Künstler eine CC-Lizenz benutzt«, sagt Nicole Ebber, »dann zeigt er, dass er seine Fans ernst nimmt und ihnen vertraut. Das honorieren die Leute.«

CC-Erfinder Lawrence Lessig ist überzeugt, dass der kreative Umgang mit den digitalen Werkzeugen das wichtigste Bildungsgut des 21. Jahrhunderts wird. In Zukunft, so die Theorie, können Menschen nicht nur Texte lesen und schreiben, sondern auch reale Produkte und komplexe Dienstleistungen gemeinsam herstellen. Ein Beispiel dafür ist das Open Architecture Network, ein Netzwerk, das kollektiv Lösungen für städtebau-

liche und statische Probleme sucht, und eine Sammlung von architektonischen Skizzen und Plänen anbietet. Laut OAN-Gründer Cameron Sinclair werden auf der Seite zwar auch geschützte Baupläne veröffentlicht, »von denen wir alle lernen können«, mehr als 50 Prozent der Designs und Konzepte aber seien frei, und können von Bauherren und Architekten auf der ganzen Welt umgesetzt werden. Manchmal bekommt man aber auch einfach nur einen guten Rat. »Wenn zum Beispiel ein Architekt ein Projekt aus Sri Lanka einstellt, dann wird ihm ein erfahrener Kollege sagen: »Du hast es mit einer buddhistischen Gesellschaft zu tun. Dieser Entwurf funktioniert dort nicht. Hier ist mein Ratschlag ...«

Am Ende, denkt Ronen Kadushin, verändern neue Eigentumsmodelle wie Creative Commons nicht nur die Interaktion und Kommunikation im Netz, sondern auch die sogenannte Realwirtschaft. »Computer und moderne Fertigungstechnologien machen die Produktion immer billiger.« Früher, so Kadushin, waren das Designerbüro und die Fabrik getrennte Sphären, man war auf einen Hersteller angewiesen, der die Idee umsetzt. Heute kann er auf dem Laptop einen Stuhl entwerfen, und noch am selben Tag mit sogenannten **Materiedruckern** ein erstes Modell herstellen. Auch in kleinen Werkhallen stehen mittlerweile Lasercutter zur Verfügung, die mit Daten gefüttert werden, und billige Einzelstücke herstellen. »Wir betreten eine neue Welt«, sagt Kadushin, »es ist aufregend dabei zu sein.«

Auch Menschen ohne Zugang zur Lasertechnologie werden zu Ego-Fabrikanten. Im Netz kann man zum Beispiel für knapp 1.000 Dollar den Makerbot bestellen, einen Materiedrucker, der es erlaubt, beliebige Formen und Objekte in der Größe bis 10 mal 10 mal 15 cm herzustellen: Werkzeuge, Zahnräder, kleine Kunst- und Gebrauchsgegenstände. In der Online-Community Thingiverse teilen Nutzer ihre Entwürfe und Ideen für den Makerbot unter CC-Lizenzen im Netz. Es ist, sagen Nutzer, »als hätte man die chinesischen Fabriken auf dem Schreibtisch stehen.« ●

Open Music In digitalen Netzwerken tun sich Musiker und Nutzer zusammen, stellen eigene Musik kostenfrei für den nicht kommerziellen Gebrauch zu Verfügung. Open Music und Free Music werden unter vielen unterschiedlichen Bedingungen vertrieben. Neben CC-lizenzierten Angeboten gibt es Mischformen: Ob der Nutzer etwas zahlen möchte oder wie viel, entscheidet jeder und spendet entsprechend. Manche setzen darauf, nur bestimmte Songs über freie Plattformen, eigene Seiten oder soziale Netzwerke zu verbreiten. Andere streuen ganze Alben und Live-Videos ins Netz. Je nach Lizenz ist die Musik auch frei zum Remixen, für Videoproduzenten oder Radiomacher. Es gibt spezielle Plattformen, eine neuere ist: <http://freemusicarchive.org/>, Neuigkeiten gibts auf: <http://creativecommons.org/audio/>

Materiedrucker Werden auch Rapid-Prototyping-Maschinen genannt. Das sind Geräte, mit denen sich kleinere Objekte in 3-D ausdrucken lassen. Meistens bestehen diese dann aus Kunststoff, Metall oder Keramik. In den letzten Jahren sind diese 3-D-Drucker so billig geworden, dass sie sich auch Privatpersonen leisten können. Die Existenz dieser Geräte hat die Theorie befeuert, dass Menschen in Zukunft womöglich als sogenannte Prosumenten leben werden (eine Mischung aus Konsument und Produzent). Prosumenten stellen zum Beispiel Einrichtungsgegenstände und Werkzeuge selber her, statt sie vorfabriziert zu kaufen.

Wem gehört eigentlich das Internet?
Antworten auf
fluter.de/thema

Tobias Moorstedt (32) hat im letzten fluter zum Thema »Medien« über Pro Publica geschrieben – eine gemeinnützige Presseagentur in New York. Das Heft mit dem Text könnt ihr immer noch bestellen.

Womit hab ich das verdient?

Viele träumen davon, Multimillionär zu sein. Manche wenige werden es einfach, ohne etwas dafür zu tun. Andere wollen es lieber allein schaffen. Eine Geschichte über die Kinder reicher Eltern

Text: Oliver Gehrs



Dass er der Sohn ziemlich reicher Eltern ist, dass er in seinem Leben nie wird arbeiten müssen, dass er im Gegenteil irgendwann Hunderte Millionen Dollar erben wird – diese ziemlich entscheidenden Neuigkeiten erfuhr Jamie Johnson mit zehn Jahren. Es war nicht sein Vater, der ihm davon erzählte, wie man vielleicht annehmen sollte, es war ein Mitschüler – und das Dumme war: Er erzählte es nicht nur Jamie, sondern der ganzen Klasse.

Im Grunde genommen erzählte er es auch gar nicht, er las einfach einen Artikel aus dem »Forbes«-Magazin vor, das regelmäßig eine Liste der 400 reichsten Amerikaner veröffentlicht, und in dieser Liste steht Jamies Familienname ziemlich weit vorn. Man kann sagen, dass Jamies Leben nach diesem Tag ein anderes war. Ein komplizierteres.

In Windeseile wusste nämlich die ganze Schule, dass Jamie der Sprössling des Johnson&Johnson-Clans ist, eines Konzerns, der vom Tampon über Kontaktlinsen bis zum Shampoo so ziemlich alles verkauft, was sich weltweit in den Badezimmern befindet. Im Jahr 2008 setzte die Firma mit knapp 120.000 Mitarbeitern weltweit 64 Milliarden Dollar um – in Deutschland mit Marken wie Penaten, o.b. oder bebe.

Gegründet wurde die Firma 1886 von Jamies Urgroßvater, der zunächst Verbandszeug für die Army herstellte und es nach dem verheerenden Erdbeben in San Francisco im Jahr 1906 umsonst an die Verletzten verteilen ließ. Ein großer Wohltäter also, aber auch ein harter Hund, was die Familie anging. Er glaubte nämlich, dass sich Geschäft und Verwandtschaft nicht vertragen, weshalb er quasi der letzte Johnson war, der im Unternehmen arbeitete.

So wurde schon Jamies Großvater durch das reiche Erbe zur Beschäftigungslosigkeit verdammt. Statt zu arbeiten kaufte er sich ein großes Segel-

HAT LIEBER SEIN EIGENES GELD VERDIENT: Der Künstler Dash Snow zeigte sich auch gern mit Totenköpfen und Stinkefinger. Er starb im Juli an einer Überdosis

schiff, reiste um die Welt, heiratete, bekam Kinder, darunter Jamies Vater, der wiederum nichts zu tun hatte und Maler wurde. Keiner, der sonderlich erfolgreich wäre, aber finanziell ist das ja egal. Als Jamie ihn fragte, was er denn machen sollte, riet ihm sein Vater, alte Landkarten zu sammeln – als Beruf.

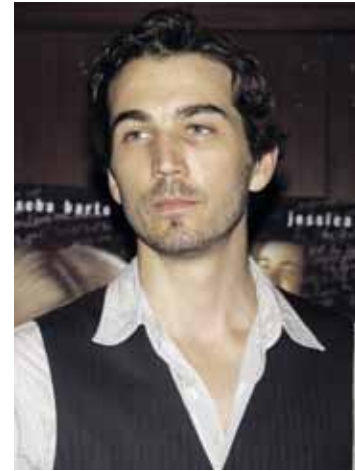
In Deutschland wäre das vielleicht gar nicht so schlimm, dass ein reicher Erbe nicht arbeitet, bei den Amerikanern aber – mit ihrer Vorliebe für Selfmademen – macht es einen komischen Eindruck. So wie man daran glaubt, dass es im Grunde jeder vom Tellerwäscher zum Millionär schaffen kann, glaubt man auch daran, dass jede Million mit harter Arbeit verdient sein muss. »Das führt dazu,

In den USA gilt Erben anders als bei uns als eher unverdientes Glück

dass im amerikanischen Diskurs Erbschaften und Familiendynastien zunächst als etwas wahrgenommen werden, das problematisch ist«, sagt der Soziologe Jens Beckert von der Universität Köln, der die gesellschaftlichen Auswirkungen des Erbens untersucht hat. »Weil damit etablierte Gesellschaftsstrukturen der Reichumsverteilung von Generation zu Generation verfestigt werden. Das normative Prinzip, das sich in Amerika in Erbschaftsdiskursen durchsetzt, besagt: Jedes Gesellschaftsmitglied soll die gleichen Startchancen haben. Erbschaften hebeln diesen Grundsatz aus, weil man nichts für das Glück der reichen Geburt getan hat.« Mit anderen Worten: Das bloße Erben von Geld gilt in Amerika nicht nur als ziemlich unverdientes Schicksal, sondern sogar als volkswirtschaftlich kontraproduktiv.

»Ich hatte das Ausmaß des Reichtums meiner Familie nicht verstanden«, sagt Jamie Johnson, »über so etwas wurde bei uns zu Hause nicht gesprochen.« Er aber wollte reden, nicht nur mit seinen Eltern, auch mit anderen Kindern reicher Eltern, nachdem er sich nur in seinem Freundes-

SEIN VATER KONNTE IHM AUCH NICHT SAGEN, WAS ER MACHEN SOLL: Jamie Johnson hat dann einen Film über seine Freunde gedreht, die den Beruf Sohn auch nicht so spannend finden



kreis umsehen musste, der voll davon war: Söhne und Töchter, die auf Edlinternate gingen, die jede Gegend der Welt bereist hatten, Rennpferde besaßen und in Kinderzimmern mit Blick auf den Central Park groß geworden waren. Und von denen die meisten nicht sonderlich glücklich wirkten.

Jamie wollte, dass seine Freunde über ihr Leben reden – vor der Kamera. Also drehte er einen Dokumentarfilm über sie: »Born Rich« wurde vom US-Fernsehsender HBO ausgestrahlt und für mehrere Auszeichnungen nominiert. Wie ist es, wenn man mit dem Rolls-Royce von der Schule abgeholt wird? Wenn einem der Vater mit 14 erzählt, dass der Familie die New Yorker Central Station gehört und zum 18. Geburtstag einen Stapel Papiere auf den Tisch legt, aus denen hervorgeht, dass man sich alles kaufen kann. Den meisten von Jamies Freunden ist anzumerken, wie schwer es für sie ist, auf diese Fragen Antworten zu geben. Sie haben Angst davor, als faule Schnösel zu gelten, die ihr Erbe sinnlos verprassen und die Wut derer auf sich ziehen, die weniger haben. »Als man in der Schule erfuhr, wer ich war, hat man mich erstmal rumgeschubst, und als ich völlig fertig nach Hause kam, hat das mein Vater nicht mal gemerkt«, erzählt Josiah Hornblower aus der Vanderbilt-Familie, denen früher die Eisenbahn in den USA gehörte. S. I. Newhouse IV wiederum, dessen Vater ein wahres Zeitschriftenimperium gehört (Vanity Fair, GQ, New Yorker), erinnert sich, wie er die Kinder beneidete, die in den Sommerferien ihr eigenes Geld

verdienten. »Geld hält die Kinder von Entdeckungen ab«, sagt ein anderer Berufs-Sohn im Film – andere berichten von Drogen, die sie gegen die Langeweile ihres Lebens nahmen.

Vielleicht umtrieb das auch Dash Snow, dessen Familie einst mit Ausrüstungen für Erdölbohrungen reich wurde, und der schon früh zuhause wegrannte und auf der Straße lebte. Als Künstler verteilte er schließlich seinen Samen auf Zeitungen und zeigte sich am liebsten mit Totenköpfen und Stinkefinger. Mit seiner radikalen Attitüde gefiel er ironischerweise dem Großbürgertum umso besser: Das Wall Street Journal jedenfalls sprach 2006 eine Investitionsempfehlung für seine Werke aus.

Viel Zeit blieb ihm da nicht mehr. Mit 27 starb Dash in diesem Juli an einer Überdosis Heroin. »Er hatte auch ein sehr schwieriges Leben zu bewältigen. Die Drogen stellten für ihn normalerweise eine Art da, mit seinem Leben fertigzuwerden«, sagt ein enger Vertrauter.

Jamie Johnson hat mit Drogen nichts am Hut. Es scheint, als habe er mit der Filmerei etwas Besseres gefunden, um seinem Leben als Erbe einen Sinn zu geben. Nach »Born Rich« machte er mit »The One Percent« einen Film über die Ungerechtigkeit, dass in den USA einem Prozent der Bevölkerung 40 Prozent des Vermögens gehört. »Ich habe zwar keine eindeutigen Antworten auf alle meine Fragen gefunden, aber gemerkt, wie wichtig es ist, Fragen zu stellen«, sagt er. Klingt auf jeden Fall spannender als das Sammeln alter Landkarten. ●

Eigentümlich kleine und große Zahlen zum Thema

Sammlung: Arne Semsrott und Fabian Dietrich

1 Trickbetrüger verkaufte 1925 den Eiffelturm an einen Schrotthändler.¹⁾

10 Prozent der Gesellschaft verfügen in Deutschland über mehr als 50 Prozent des Gesamtvermögens.²⁾

12 Prozent der Deutschen besitzen mehr als zwei Armbanduhren.³⁾

24,3 Prozent der Bevölkerung von Mecklenburg-Vorpommern gelten als arm, weil sie weniger als 60 Prozent des Bundesdurchschnitts verdienen. In Baden-Württemberg sind es lediglich 10 Prozent.⁴⁾

27 Prozent der Männer und 19 Prozent der Frauen antworteten mit *Ja* auf die Frage »Haben sie schon einmal ein Glas aus der Kneipe mitgenommen?«⁵⁾

50 Prozent der Deutschen wohnen zur Miete, 44 Prozent im eigenen Haus und 6 Prozent in einer Eigentumswohnung.⁶⁾

67 Prozent der Deutschen sind der Meinung, Unternehmen wie Bahn Telekom und Energieversorger gehören in Staatsbesitz, 27 Prozent möchten, dass sie privatwirtschaftlich geführt werden.⁷⁾

793 Dollar-Milliardäre gibt es weltweit. Klingt zwar viel, wegen der Finanzkrise sind das aber ein Drittel weniger als 2008. In Deutschland besitzen 54 Menschen über eine Milliarde Dollar.⁸⁾

3.000 Paar Schuhe soll Imelda Marcos, die für ihre Verschwendungssucht berühmte Ehefrau des philippinischen Exdiktators Ferdinand Marcos in den 80er-Jahren besessen haben.⁹⁾

37.184 Autos und 358.049 Fahrräder wurden im Jahr 2008 in Deutschland geklaut.¹⁰⁾

250.000 Euro kostet eine einsame Insel in den südlichen Boddengewässern von Rügen.¹¹⁾

2.500.000.000 Euro bekommen alle deutschen Kinder zwischen 6 und 13 Jahren zusammengerechnet im Jahr an Taschengeld und Geldgeschenken. Pro Kopf sind das allerdings nur 36 Euro im Monat.¹²⁾

200.000.000.000 Euro werden in Deutschland etwa pro Jahr vererbt.¹³⁾

500.000.000.000 Euro betrug 2002 das geschätzte Gesamtvermögen beider Kirchen in Deutschland (Geld, Aktien, Unternehmensbeteiligungen, Grundbesitz und Immobilien).¹⁴⁾

Quellen

1) www.tour-eiffel.fr

2) OECD

3) Ifak

4) Armutsatlas des Paritätischen Gesamtverbands

5) Chrismon

6) Ifak

7) Die Zeit

8) Forbes

9) dpa

10) Polizeiliche Kriminalitätsstatistik 2008

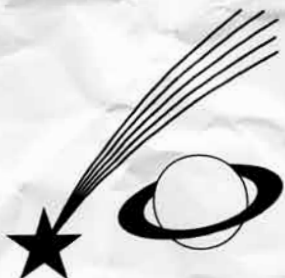
11) Vladi Private Islands

12) Kids-Verbraucher-Analyse 2009

13) Deutsche Gesellschaft für Erbrechtswissenschaften e.V.

14) Carsten Frerk: »Finanzen und Vermögen der Kirchen in Deutschland«, Alibri-Verlag

Eigentum, das es nicht ins Heft geschafft hat



Claims im Weltall abstecken

Dutzende Unternehmen behaupten, man könne bei ihnen für 25 Euro aufwärts Sterne kaufen und ihnen dann einen Namen (zum Beispiel Frank2487) geben. Angeblich kann man mit solchen Geschäften Millionen Euro verdienen. Blöd ist nur: In einem internationalen Vertrag wurde schon 1967 festgelegt, dass der Weltraum Eigentum der gesamten Menschheit ist.



Escobars Eskapaden

Pablo Escobar war verdammt reich. Er war der größte Drogenbaron auf dem Planeten. fluter-Mitarbeiter Arne Semsrott hat das offenbar beeindruckt, denn er wollte eine kleine Geschichte über die Eskapaden verrückter Milliardäre wie Escobar schreiben. Begeistert erzählte er uns von den Prostituierten, die Escobar nackt auf Bäume klettern ließ. Und von 100-Meter-Rennen zwischen nackten Frauen, die einen Mercedes-Benz gewinnen wollten. Und über einen Strip-Wettbewerb vollbusiger ... Moment, um was ging es hier noch mal?



Essen für umsonst

Es gibt ja Leute, die klettern nachts über die Zäune von Supermärkten und angeln sich abgelaufene Lebensmittel aus den Mülleimern. Das Ganze nennen sie dann »Containern« oder, wenn sie ein bisschen international klingen wollen: »Freeganismus«. fluter-Redakteur Oliver Gehrs wollte sich den jungen Dieben in Ostberlin anschließen. Doch als wir ihm von den riesigen Schimmelkulturen erzählten, die auf dem Grund der Tonnen wuchern, brach er die Aktion in letzter Sekunde ab.



Ideenlabor

Dein Bauch gehört mir

Was wir essen, kommt oft aus
wenigen großen Nahrungsmittelkonzernen

Morgens erst mal einen Nescafé und Cini-Mini-Cornflakes, am Mittag ein Maggi-Fertiggericht, dazwischen ein Lion und am Abend noch eine Scheibe Brot mit Schinken von Herta und Thomy-Mayonnaise. Das weltgrößte Lebensmittelunternehmen Nestlé beherbergt 8.000 verschiedene Marken, von denen man sich tagelang ernähren kann – ohne zu merken, dass sie alle zu einem einzigen Konzern gehören.

283.000 Menschen beschäftigt das schweizerische Unternehmen auf fünf Kontinenten, im vergangenen Jahr machte es einen Gewinn von knapp zwölf Milliarden Euro. Nestlé ist der weltgrößte Lieferant von Mineralwasser, produziert ziemlich viel Speiseeis und ist auch im Bereich der Tiernahrung Marktführer.

Während der Lebensmitteleinzelhandel noch weitgehend national organisiert ist, treten die Nahrungsmittelhersteller zunehmend in multinationalen Konzernen auf. Die 100 größten Lebensmittelhersteller der Welt stellen ein Viertel der Weltproduktion an Lebensmitteln. Zu ihnen gehören neben Nestlé auch Kraft Foods (u. a. Jacobs Kaffee, Milka, Toblerone, Mirácoli, Philadelphia) und Unilever (u. a. BiFi, Knorr, DuDarfst, Langnese).

Für den Verbraucher bedeutet das, dass er seinen Lieblingsschokoriegel nicht nur zu Hause, sondern auch beim Badeurlaub an der brasilianischen Küste und auf der Geschäftsreise in Japan kaufen kann – vielleicht aber keine einheimischen Produkte mehr, weil große Konzerne Mitbewerber mit Dumpingpreisen ausstechen und so lokale Produkte vom Markt verdrängen können.

Die Ausgangsprodukte für seine Kaffee- und Schokoladenprodukte bezieht Nestlé aus Ländern, in denen Menschenrechtsstandards oft nur auf dem Papier bestehen. Zum Beispiel die Elfenbeinküste: Mehr als ein Drittel des



weltweit erzeugten Kakaos stammt aus dem afrikanischen Land. Nach Schätzungen der britischen Menschenrechtsorganisation Anti-Slavery International müssen in der Elfenbeinküste bis zu 200.000 Kinder auf Kakaoplantagen arbeiten.

Die weltweite Kakaoproduktion wird von einigen wenigen Firmen beherrscht, die ein Netz aus Plantagen, Fabriken und Handelseinrichtungen besitzen. Als Marktführer hat Nestlé großen Einfluss auf die extrem niedrigen und schwankenden Weltmarktpreise von Kakao und damit auch auf die Arbeitsbedingungen auf den Plantagen.

Angesichts immer knapper werdender Wasserressourcen wird seit einigen Jahren außerdem diskutiert, ob städtische Wasserversorgungen privatisiert werden dürfen und damit Teil der Nahrungsmittelindustrie werden – oder in öffentlicher Hand verbleiben sollen. Im 2005 erschienenen Dokumentarfilm »We feed the world« sagte Peter Brabeck-Letmathe, jetziger Verwaltungsratschef von Nestlé, er sei nicht der »extremen Ansicht«, dass es ein Grundrecht auf Wasser gäbe. Stattdessen solle es einen Marktwert haben, um die Wertschätzung für Wasser zu erhöhen.

Dies hier ist schon ein Stück vom neuen Heft, in dem es um »Ernährung« gehen wird. Wenn ihr Vorschläge und Ideen zum Thema habt, schreibt uns doch einfach an ideenlabor@fluter.de Der nächste fluter kommt im Dezember. Bis dann!

Impressum

fluter – Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung
Ausgabe 32, Herbst 2009

Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung (bpb)
Adenauerallee 86, 53113 Bonn
Tel. 02 28 / 9 95 15-0

Redaktion

Thorsten Schilling
(verantwortlich / Bundeszentrale für politische Bildung / schilling@bpb.de),
Fabian Dietrich (CvD),
Oliver Gehrs (redaktionelle Koordination)

Bildredaktion

Tobias Kruse

Gestaltung

Neue Gestaltung GmbH (Anna Bühler,
Carsten Giese, Nina Odziniaks, Peter Stenkhoff)

Mitarbeit

Petra Bäumer, Hanna Engelmeier, Marc Fischer,
Taddeus Herrmann, Lars Jensen, Stefan Krücken, Tobias Moorstedt, Robert Reick,
Arne Semsrott

Schlussredaktion

Kathrin Lilienthal

Lektorat

Barbara Doering

Redaktionsanschrift / Leserbrief

fluter – Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung
Max-Beer-Str. 33, 10119 Berlin
Tel. 030 / 24 72-38 13, Fax -12
post@fluter.de

Redaktionelle Umsetzung

DUMMY Verlag GmbH
Max-Beer-Str. 33, 10119 Berlin
ISSN 1611-1567
Bundeszentrale für politische Bildung
info@bpb.de
www.bpb.de

Abonnement & Leserservice

Societäts-Verlag
Vertrieb »fluter«
60268 Frankfurt am Main
Tel. 069 / 75 01-48 27, Fax -45 02
fluter@fsd.de

Vertriebsleitung

Klaus Hofmann
Societäts-Verlag
Frankenallee 71–81, 60327 Frankfurt am Main
Tel. 069 / 75 01-48 07, Fax-45 02
zeitschriftenvertrieb@fsd.de

Kostenloses Abo bestellen, verlängern & abbestellen

www.fluter.de/abo
abo@heft.fluter.de

Nachbestellungen

IBRo
Kastanienweg 1, 18184 Roggentin
Fax: 03 82 04 / 66-273
bpb@ibro.de
Nachbestellungen von fluter werden ab 1 kg bis 15 kg mit 4,60 Euro kostenpflichtig.

Druck

Societäts-Druck
Westdeutsche Verlags- u. Druckerei
Gesellschaft mbH
Kuhrenstraße 4–6
64546 Mörfelden-Walldorf
Tel. 069 / 75 01-56 01, Fax -02
akzidenz@fsd.de

Bildnachweise

Titel: Linn Schröder/Ostkreuz; **Seite 3:** dpa;
Seite 4 (von oben nach unten): dpa, Jindrich Nowotny, Sibylle Fendt, Franziska Sinn;
Seite 6/7, 9: Peter Menzel/Agentur Focus, privat;
Seite 10/11: worldmapper.org; **Seite 12/13:** Christian Houge; **Seite 14:** dpa; **Seite 18:** Jindrich Nowotny; **Seite 19:** Anne Schwalbe; **Seite 20/21:** Reuters/CORBIS; **Seite 22:** Roland Lindner; **Seite 23:** Greenpeace; **Seite 25:** Anne Schwalbe; **Seite 26/27:** Alex Jahn; **Seite 29:** AFP/Getty Images; **Seite 30:** The New York Times/Redux/laif; **Seite 31:** Anne Schwalbe; **Seite 33:** Jindrich Nowotny; **Seite 34:** dpa; **Seite 35:** ullstein bild/pwe Verlag GmbH; **Seite 36–39:** Sibylle Fendt; **Seite 40:** dpa (5), ullstein (unten links); **Seite 41:** Anne Schwalbe; **Seite 42/43:** Christian Lange; **Seite 44:** Pachango/flickr CC (oben), Ronen Kadushin; **Seite 46:** Franziska Sinn; **Seite 47:** dpa; **Seite 50:** Smaku/flickr CC

Papier

Dieses Magazin wurde auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt.

Urheberrecht

Früher interessierte das Urheberrecht nur Autoren, Künstler und Verlage. Seit dem Siegeszug des Internets betrifft es uns alle. Das Dossier erklärt die Grundlagen des Urheberrechts. Was ist erlaubt in der digitalen Welt? Was bedeutet das neue Recht für den eigenen Alltag?

bpb.de/urheberrecht

Weitere bpb-Angebote zum Thema:



Wissen und Eigentum

Wem gehört das Wissen? Besitzen Autoren ihre Werke? Ist Wissen ohne rechtlichen Schutz vermarktbar, verwertbar oder wertlos? Der Sammelband gibt einen Überblick über die Beziehung zwischen Wissen und Eigentum.

bpb.de/wissen-und-eigentum



Urheberrecht im Alltag

Welche Regeln gibt es, wenn man eigene Musik macht, Filme dreht oder Bücher schreibt? Wie funktionieren freie Lizenzen? Wie hat sich das Urheberrecht entwickelt? Und was bedeutet das für Autoren und Nutzer? Das Buch 'Urheberrecht im Alltag' klärt auf.

bpb.de/urheberrecht-im-alltag



Good Copy Bad Copy

Wie könnte ein Urheberrecht aussehen, das den kreativen Umgang mit digitalen Medien ermöglicht und die Rechte und Auskommen der Künstler wahrt? Der dänische Film 'Good Copy Bad Copy' leistet einen international vielbeachteten Beitrag zu dieser Debatte.

bpb.de/goodcopybadcopy

Die letzte Seite im Heft :
die erste im Netz

fluter.de
MAGAZIN DER BUNDESZENTRALE FÜR POLITISCHE BILDUNG

fluter-Themen: • Körper • Europa-Wahlen • Die DDR • Auf Reisen • Die Krise des Kapitalismus • Menschenrechte • Überwachung • USA • Berlin, Berlin • Sport • Gentechnik • Junge, Junge ... • Ab ins Grüne • Junge Muslime in Europa • Startschuss • Solidarität • Feminismus • + alle Themen

fluter SUCHE

Name: ***** Login

THEMEN
FILM
LESEN
ERFAHRUNGEN
BERUFE
fluter-HEFT
Video | Foto | Audio
FOREN
BLOGS
DEIN BLOG
UMFRAGE
TESTER
AKTIONEN
TIMER
DEIN BEITRAG
REGISTRIEREN
HEFT-ABO
NEWSLETTER
LINKS

Lexikon-Suche:

RSS Audio-Feed
RSS Video-Feed
RSS Themen
RSS Neu im Kino

Hunter S. Thompson: Angst und Schrecken im Wahlkampf
Morgens Feminist, abends Sozialist und nachts Neoliberaler: 1972 reiste Hunter S. Thompson mit dem demokratischen Präsidentschaftskandidaten George McGovern durch die USA und erlebte, wie Mehrheiten gemacht werden. -

FORUM Wahl 2009
Re: Keine Lust auf Wahlen? Hallo, ich finde, es ist wichtig wählen zu...
Hannah94 05.09.09 10:09

Wahl 09
Ein Spezial zur Bundestagswahl

Kein Geld, keine Stimme? Warum arme Jugendliche nicht wählen gehen -

Ein Hase erschießt Hasen Die Geschichte der Wahlplakate -

FORUM Wahl 2009

THemen
Cyber Games
E-Sports-Kanonen
Dennis ist Profigamer in Warcraft III und Matthias ist E-Sport-Kommentator. Wie viel Spaß macht der Job und macht er reich und sexy? -

FILM
Taking Woodstock
Der Sommer der Liebe -

LESEN
Luke Rhinehart: Der Würfler
Wenn der Zufall entscheidet

David Foster Wallace: Unendlicher Spaß Der Übersetzer Ulrich Blumenbach im Interview -

FORUM Deine Buchkritik

FLUTER-HEFT
fluter erscheint viermal im Jahr als Heft, das du als PDF im Heft-Archiv herunterladen kannst. Die letzten Ausgaben:

FORUM Deine Filmkritik

DDP THEMEN von bpb.de
• bundestagswahl 2009
• Bioethik
• Umwelt

FOREN
Wahl 2009
Re: Keine Lust auf Wahlen? Hallo, ich finde, es ist wichtig wählen zu...
Hannah94 05.09.09 10:09

Re: Partei oder Kandidat/in? Hallo! Die Beliebtheit eines Politikers ist...
Victoria 05.09.09 01:10

Medien
Re: Die Macht des Internet Das ist wohl wahr, denn die Verbreitung von...
Marcel 26.07.09 22:50

Re: Die Macht des Internet Manchmal gibt es mir schon eine Gänsehaut...
Ralph 25.07.09 12:13

Aktuell
Re: Deutsche Jugend und Politik im endeffekt tut politik was für die...
...ich... 01.09.09 19:33

BLOGS
Blog: Hildesheim - Bordeaux
Fünf Freunde wandern durch Europa. Ein Blog mit Muskelkater, Blasen und Sonnenuntergängen.
von: JanFischer

früchte | 8.09.2009
Cubzac Les Ponts, abens, Sonnenuntergang Wir... -

enden | 2.09.2009
Café Le Central, Ile D'Yeu,... -

UMFRAGE
Wie gut kennst du das Wahlprogramm deiner bevorzugten Partei?

Ziemlich gut
 So halbwegs

DOSSIERS
Auslandserfahrungen
Reisen - Austausch - Studium - Engagement

Ausbildung
Schule - Praktikum - Zivildienst - FSJ - Gründen

Deutschland
Gesellschaft - Geschichte - Regionen - Städte

Umwelt
Natur - Gentechnik - Artenschutz - Klimawandel

Wirtschaft
Finanzkrise - Märkte - Systeme - Globalisierung

Europa
Politik - Gesellschaft - Grenzen - Recht

FOREN
Wahl 2009
Am 27. September ist es mal wieder soweit: Der neue Bundestag wird gewählt....

Medien
Medien sind überall. Und sie verändern sich immer schneller und damit auch...

Körper
Schönheitsideale gibt es viele. Was denkst du über Topmodels, Muskelprotze...

Die DDR
Das Ende der DDR läßt sich bereits zum 20. Mal. Was verbindest du (noch)...

Auf Reisen
"Wenn einer eine Reise tut, dann kann er was erleben." An diesem Spruch ist...

Die Krise des Kapitalismus
Die Weltwirtschaft ist geburstet wie seit den 1920er Jahren nicht mehr. Wie...

Islam und Europa
Wie gut vertragen sich westliche Werte und der Islam? Und wie kann das...

Deutschland
Was gefällt dir an Deutschland? Was stört dich? Wie fühlt es sich an,....

Aktuell
Hast du etwas zu Ereignissen in Politik und Gesellschaft zu sagen? Hier hast...

Auf die Ohren - Das Musik-Forum
Welche Musik hörst du? Welche nicht? Das Forum für Tipps und Flopps.

Deine Buchkritik
Warum solltest du das Bücherbewerten anderen überlassen? Schreib deine...

Deine Filmkritik
Welchen Film hast du zuletzt gesehen? Wie fandest du ihn? Schreib deine...